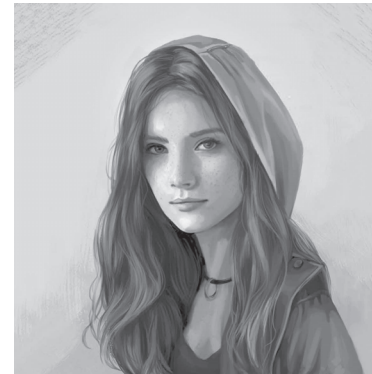
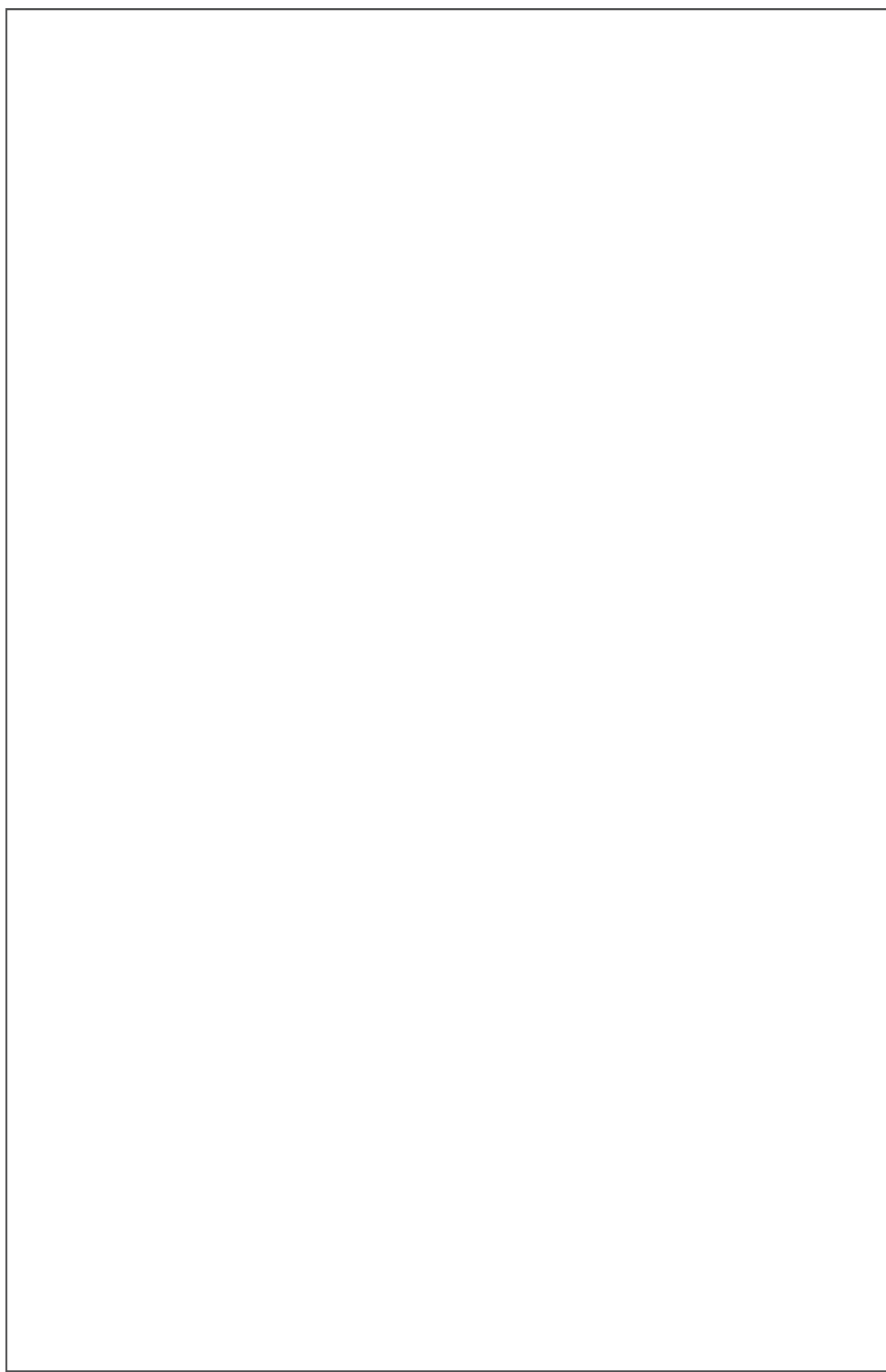


*Mathematik ist das Alphabet,
mit dessen Hilfe Gott das Universum beschrieben hat*
Galileo Galilei

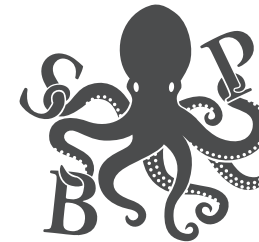


FAE MOCO wurde am 14. Dezember 1998 als Tochter einer Zahnärztin und eines Piloten in Derry, Irland geboren. Aufgewachsen ist Moco in Donegal County, wo sie bereits in der Schulzeit durch ihr literarisches Talent auffiel und später Kurzgeschichten in den Lokalzeitungen veröffentlichte. Die kurzen Sommer verbrachte sie am Strand neben dem kleinen Flughafen und schrieb dort die ersten Zeilen über Alisa und Chess. Für das Studium der amerikanischen Literatur zog sie nach Chicago/USA und orientierte ihren Stil an Sherwood Anderson und Ernest Hemingway. Eine schwere Erkrankung zwang sie zurück zu ihren Eltern, wo sie in ihrem Kinderzimmer die Aufzeichnungen dieser Geschichte wiederentdeckte, sie zu Ende schrieb und selbst Teil davon wurde.

- 1 Marktplatz
- 2 Stadtteil Castello - Via Garibaldi
- 3 Alisas Wohnung bei ihren Eltern
- 4 Vini da Arturo - Alisas & Chess' Lieblingsrestaurant Calle dei Assassini
- 5 Kloster Cannaregio - fiktiv
- 6 Olivetti Showroom
- 7 The Gritti Palace Hotel
- 8 Santa Maria della Salute
- 9 Cafe Florian
- 10 Guggenheim Museum Dorsoduro
- 11 Guidecca



Fae Moco
LIBELLENSTAUB
Buch 1



III. erweiterte und korrigierte Auflage 2023

squid brain press® – www.squidbp.com

ISBN: 978-3-9824033-0-4

Covermotiv: Tobias Goldschalt

Alle deutschsprachigen Rechte an Text,

Handlung und Figuren vorbehalten

Libellenstaub® – Fae Moco®

Satz: Buch-Werkstatt GmbH – Bad Aibling

*Für den magischen Ort
zwischen Startbahn und Meer,
der mein Leben gerettet hat.*

Inhalt

Prolog XIII

Teil 1

I – 1 – *Ich, alles was ich sein werde*

II – 11 – *Denn sonst könnte ich niemals mehr aufhören zu schreien*

III – 54 – *Die Engel haben geweint*

IV – 81 – *Eins der beiden Mädchen kennt die Antwort*

Teil 2

V – 111 – *Wenn ich Tinte treffe, frage ich ihn*

VI – 136 – *Ich will einen Beweis*

VII – 150 – *Du hast die Angst vergessen, und nur ein Schatten ist dir geblieben*

VIII – 169 – *Es sind keine Kinder. Vielleicht waren sie es nie*

IX – 186 – *Der Stern erlosch – wie das Leben des Mannes*

X – 239 – *Die Bücher erzählen von mir. Von uns allen*

XI – 263 – *Es gibt sie wirklich. Ich dachte, es sei nur ein Traum*

XII – 279 – *Wieso hast du elfmal die gleiche Sorte?*

XIII – 294 – *Jedes dieser Bücher steht für den Untergang unserer Zivilisation*

XIV – 331 – *Drei. Ich bin das einzige Lebewesen, das so viele Herzen hat*

XV – 381 – *Die Zeit des Versteckens ist vorbei*

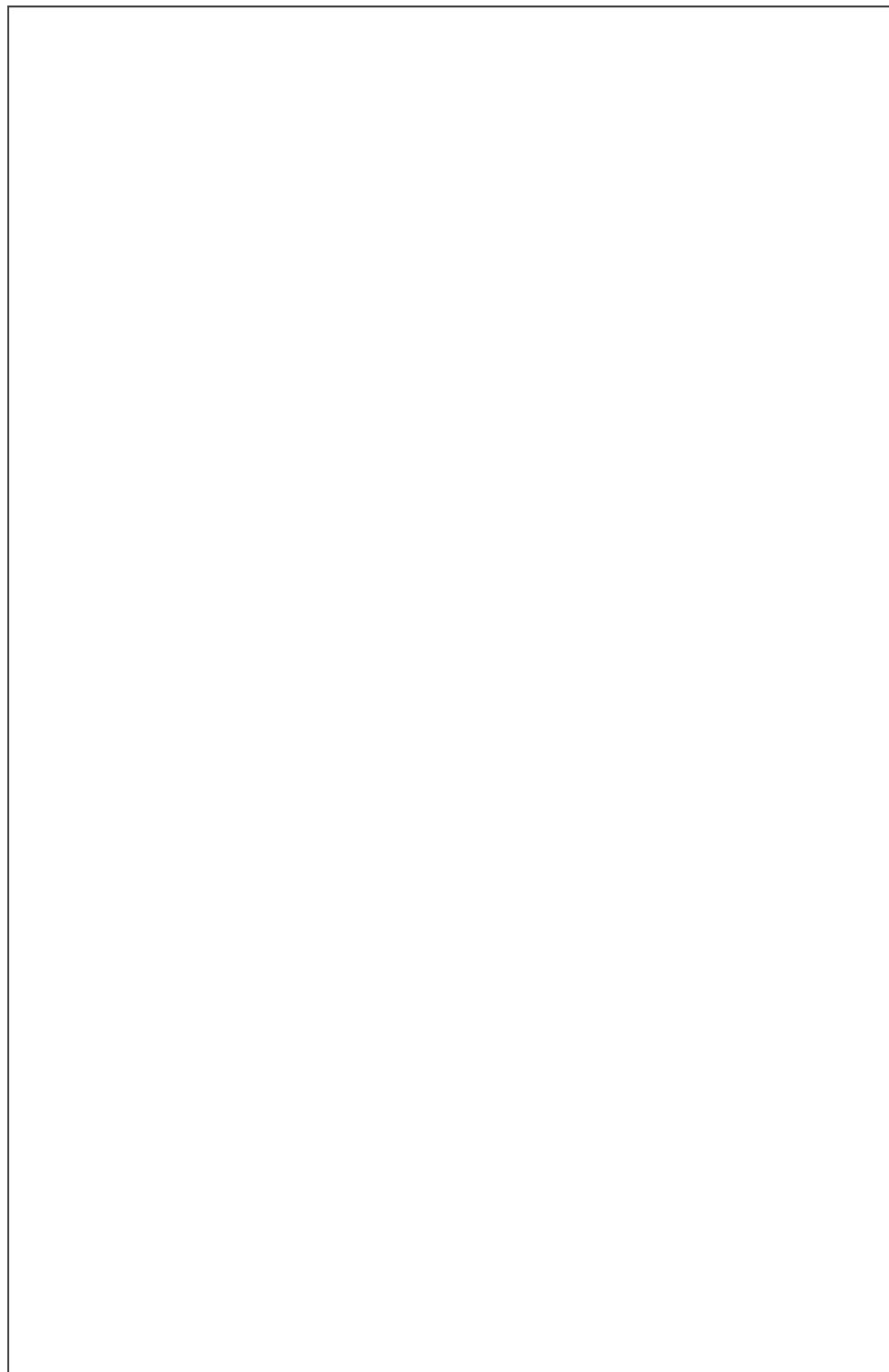
XVI – 403 – *Wie solltest du etwas deinen Eltern sagen, für das du keine Worte hattest?*

XVII – 425 – *Mögen wir alle unsere Götter finden und nicht enttäuscht sein*

Vorschau Band II – 465

Figurenverzeichnis – 468





Prolog

Alisas kindliches Gesicht glich einer griechischen Göttin – schön, ausdrucksstark und von einem Willen erfüllt, der sich gegen das Unsagbare behauptete. Quälend langsame Atemzüge wurden unterbrochen von hektisch schnellen. Ihr Körper kämpfte mit einem Feind, den niemand im Raum wahrnahm. Auch die Therapeutin nicht. Ein Schatten, der sich in dem Mädchen versteckte und unsichtbar blieb. Nicht, weil er im Dunkel existierte – es war die unmittelbare Nähe, die ihm Deckung bot.

Anne, Alisas Mutter, stand mit dem Rücken zu der verspiegelten Glasfassade, ohne jedes Interesse für den Ausblick über die amerikanische Westküstenstadt San José und die Bay von San Francisco, der sich im 72. Stock des Patrick Henry Coastline Tower bot, und beobachtete Alisa. Die schwarzen lockigen Haare des neunjährigen Mädchens glänzten in dem Sonnenlicht wie Metallspäne, und es verlieh ihrer Tochter ein übernatürliches Leuchten.

Entsetzt war sie nur in der ersten Sitzung, als Alisas Schreie sie unvorbereitet trafen. Die Therapeutin hatte Anne erklärt, dass sie die Hypnose auf keinen Fall unterbrechen durfte, und sie hielt sich daran, obwohl sie am liebsten Alisa von der schwarzen Ledercouch hochgerissen hätte und aus der psychiatrischen Fachpraxis geflohen wäre.

Tränen liefen ihr stumm über die Wangen, den Blick auf den zitternden Körper ihrer Tochter geheftet, der vor Anstrengung jeden Muskel anspannte und seltsam verzerrt aussah. Alisas Füße suchten die Spalten zwischen den Lederpolstern, so als ob sie sich gegen eine fremde Absicht zur Wehr setzten.

In dem vorausgegangenem Gespräch, es waren fast zwei Monate seitdem vergangen, hatte die Therapeutin Anne vorgeschlagen, Alisa in Hypnose zu versetzen, um jede willentliche Beeinflussung durch ihre Tochter zu vermeiden. Das Wort Hypnose erzeugte einen starken Widerwillen in der Mutter. Es erinnerte sie an Zirkus und Menschen, die zwischen zwei

Stühlen schwebten; Anne fand, dass es unseriös klang, und rief eine andere Ärztin an, die ihr die Schulpsychologin empfohlen hatte.

Als sie später Alisa erzählte, dass sie die Therapeutin mit dem Holzhaus in dem Naturschutzgebiet und der großen Veranda ausgewählt hatte, blieb Alisa vor dem Auto stehen und sagte, dass sie nur zu der Ärztin in dem Wolkenkratzer gehen würde – zu niemanden sonst. Nur dort, hatte sie ihrer Mutter erklärt, würde sie auf einer Höhe mit den Wolken sein, und weil es doch um ihre Träume ging, war dies die ideale Umgebung.

»Wie soll ich über meine Träume reden«, begründete Alisa ihre stricke Weigerung, »wenn ich auf einem Acker sitze? Meine Träume sind die Wolken im Himmel und nicht die Kartoffeln unter der Erde!«

Auch in dieser elften Sitzung blieb Alisas Verhalten unverändert. Die Hand der Therapeutin ruhte auf dem Brustkorb des Mädchens, nicht zur Beruhigung, weil die erfahrene Ärztin wusste, dass dies unmöglich war. Sie fühlte, wie sich ihr Herz mit mehr als zweihundert Schlägen pro Minute seiner Belastungsgrenze näherte. Kurven und Zahlen, die der Monitor neben dem Sofa anzeigte, blinkten in einem hektischen Rot.

In der ersten Sitzung dachte Anne, ihre Tochter würde sterben, weil sie die Bilder aus dem Fernsehen vor sich sah, in denen die EKG-Kurve immer flacher und schließlich zu einer Geraden wurde, begleitet von einem monotonen Alarmsignal. In dem ausführlichen Aufklärungsgespräch hatte ihr die Therapeutin alles Technische erläutert, das zu Alisas Sicherheit und zur rechtlichen Absicherung der Ärztin notwendig war.

Das bunte T-Shirt, das Alisa trug, sie hatte es im Kunstunterricht selbst gefärbt, war schweißdurchtränkt, und Anne verstand den kurzen Seitenblick der Therapeutin zu ihr richtig.

»Alisa hat Wechselsachen mit«, sagte sie matt.

Die Ärztin in dem eleganten Kostüm nickte zufrieden. »Gleich ist sie wieder bei uns.«

Der Herzschlag des Mädchens fiel, und die Zahlen auf dem Überwachungsmonitor wechselten die Farben von Rot, über Gelb, zu Grün – 200 – 160 – 120 – 90 – 75: Normbereich.

Ein Kichern breitete sich in dem Raum aus, und Alisa schlug die Augen auf. Das Smaragdgrün ihrer Iris war wie Kristall, der von einer Lichtquelle zum Leben erweckt wurde.

»Hast du geträumt?«, fragte die Ärztin.

Mit dem Ärmel wischte sich Alisa den Schweiß aus dem Gesicht. »Musik. Wundervolle Musik habe ich gehört.«

Anne trat zu ihr und gab ihr die Tasche mit der dunkelblauen Cordjeans, ihre Lieblingshose, und dem neuen roten T-Shirt.

Alisa stand auf und sah sehnsüchtig zur Tür am anderen Ende des Raumes. »Darf ich heute länger als fünf Minuten?«

Sanft legte ihr die Ärztin die Hand auf die Schulter. »Zehn Minuten, Alisa. Ich muss mit deiner Mutter sprechen.«

Schnell rannte sie zu der Edelstahltür, schubste sie mit beiden Händen auf, zog sich in dem kleinen Vorraum ihre nasse Hose und T-Shirt aus und lief in die Dusche. Der Dschungel, aufgemalt unter einem wasserfesten Schutzlack, mit Papageien, Faultieren und einer undurchdringlichen Vegetation verschlang Alisa in ihrer Fantasie. Sie liebte die Tiere, die zum Leben erwachten, sobald der Dampf des heißen Wassers alles ausfüllte.

Es gab auch eine Raubkatze dort, aber das hatte Alisa weder ihrer Mutter noch der Therapeutin erzählt. Das Tier kam, wenn der Wasserdampf so dicht wurde, dass Alisa nichts mehr sehen konnte. Sein warmer Atem kündigte den Räuber an.

Als der Leopard das erste Mal in der Dusche erschien, hatte Alisa sich so erschrocken, dass sie auf dem nassen Boden ausgerutscht war. Zu ihrem Erstaunen fiel sie aber nicht auf harte Kacheln, sondern auf weichen natürlichen Untergrund, der von Blättern, Schlingpflanzen und abgestorbenen Ästen bedeckt wurde. Mit einem Satz stellte sich der Leopard direkt über sie und stupste sie mit seiner kühlen Nase an.

Gelähmt vor Angst bewegte sie sich nicht und starrte in das Türkis seiner Augen, beobachtete, wie sich die mächtigen Kiefer ein Stück weit öffneten und die schneeweißen Zähne wie Dolche zum Vorschein kamen. Unvermittelt leckte der Leopard ihr durch das Gesicht, und ab diesem Moment fürchtete sie sich nicht mehr vor dem Tier.

Zaghaft streckte Alisa die Hände nach ihm aus, umarmte seinen mächtigen Kopf und kniete sich zu ihm herunter. Ein tiefes Schnurren begrüßte sie, so wie es der Leopard immer tat. Der Körper des Tieres dampfte vor Hitze, wie wenn er seine Beute über eine lange Strecke verfolgt hätte. Glück und Kraft durchströmte sie in diesen Momenten; und ein anderes Gefühl, das sie nicht verstand, weil sie noch zu jung war.

Alisa wusste, dass sie ihn heute zum letzten Mal sehen würde, und flüsterte in sein Ohr: »Ich komme nicht mehr. Wenn du ein Fisch wärest, könnten wir uns weiter treffen, aber im Meer leben keine Leoparden.« Leise fügte sie hinzu: »Nur dir habe ich alles erzählen können. Versuche mich zu finden – wo ich dann auch immer sein werde, aber ich kann es nicht mehr ertragen. Es muss enden, und für mich gibt es nur diesen einen Weg.«

Mit der Hand strich sie ihm über das Fell und den Flecken darin, die zu seiner Rückenseite immer intensiver wurden. Nur seine rosa Nase hob sich von der schwarz-grau-weißen Zeichnung ab.

»Warum dir die Farben fehlen, hast du mir nie erzählt.« Alisa setzte sich auf einen umgestürzten Baumstamm und beobachtete die Gottesanbeterin, die neben ihr auf dem Stamm saß und regungslos ihren Blick über die Vegetation wandern ließ. »Eigentlich gehören wir beide hier nicht hin«, sagte sie zu dem Leoparden, der zu ihren Füßen saß und sich die Pfoten leckte. »Ich, weil ich ein Mensch bin, und du, weil du keine Farben besitzt. So hat jeder von uns ein Geheimnis, und das ist unsere Verbindung zueinander.«

Ein letztes Mal ließ Alisa das strahlende Türkis seiner Augen tief in sich eindringen. Es legte sich wie Balsam auf ihren wunden Körper und linderte den Schmerz des Unsagbaren. Sie sah Bilder. Berge, Schnee, Kälte, Einsamkeit. Eine Frau in einer dicken Felljacke kniete im Schnee vor dem Leoparden – Alisas Leoparden.

»Wenn ich das bin«, flüsterte sie, »musst du mich retten.«

Alisa küsste ihn zum Abschied auf sein dichtes Fell, und der Leopard verschwand mit großen Sätzen zwischen den grünen Blättern, von denen einige größer waren als sie selber.

Abwartend saß die Ärztin in ihrem Stuhl und beobachtete Anne. Sie war eine schöne und intelligente Frau, und jedes dieser Treffen verlief gleich: eine kurze Begrüßung, die Einleitung der Hypnose, Fragestellungen, die Alisa nie beantwortete, und die Erinnerung an ein Geschehen, das das Mädchen nicht preisgab.

Das Rauschen der Dusche drang zu der Mutter. »Ihre Wasserrechnung wird in astronomische Höhen steigen.«

»Ist das Ihre einzige Sorge?«, fragte die Therapeutin zurück, neugierig auf Annes Reaktion.

»Nein – das hier bringt einfach nichts«, antwortete sie barsch.

Die Ärztin machte sich einige schnelle Notizen in der braunen Ledermappe, die vor ihr auf dem Schreibtisch lag.

»Was schreiben Sie?«, fragte Anne gereizt, »*Patient duscht wie immer eine halbe Stunde?*«

»Was Alisa auch immer in der Hypnose erlebt, in meiner Dusche kann sie sich auf irgendeine Art wieder davon befreien.«

Alisas Mutter atmete extra laut aus. »Vielleicht hätte ich ihr einen Schwimmtrainer besorgen sollen.«

»Sie sind deshalb so aggressiv, Anne, weil Sie sich nicht der Wahrheit stellen wollen. Am liebsten wäre Ihnen, wenn ich das Schreien anfangen und Sie und Ihre Tochter rauswerfen würde.«

»Das brauchen Sie nicht. Heute ist das letzte Mal.«

»Anne ... Ihre Tochter hat ein schweres Trauma erlitten, und Sie wollen es nicht wahrhaben.«

»Alisa wächst behütet auf«, wehrte sie ab. »Mir ist kein Trauma bekannt.«

»Sie sperren sich dagegen, weil Sie Angst haben.«

Alisas Großvater, Annes Vater, war ein bekannter Rechtsanwalt in New York, und Anne war mit Diskussionen und den rhetorischen Tricks, die es brauchte, um sein Gegenüber in die Enge zu treiben, bestens vertraut. Ihre gesamte Kindheit erschien ihr im Rückblick wie eine nicht enden wollende Verhandlung. Worte, deren Gewicht jeden Abend neu bemessen wurden, bildeten den Rahmen ihrer Erziehung. *Stelle eine Gegenfrage*, dies war einer der ersten Kniffe, die Paul, ihr Vater, seiner Tochter beigebracht hatte.

»Wenn es so wäre, warum bin ich dann zu Ihnen gekommen?«

Der Stuhl der Ärztin glitt ohne jedes Geräusch sanft vom Schreibtisch weg, als sie sich nach hinten lehnte und sie direkt ansah. »Sie haben gehofft, dass es etwas Unbedeutendes sein würde. Eine Hänselei in der Unterrichtspause, ein unfreundlicher Lehrer oder eine Ohrfeige von einem älteren Mitschüler. Im Grunde suchen Sie Erlösung für sich, einen Ausweg aus der Angst.«

»Ja, vielleicht ist es so«, gab Anne leise zu.

»Alisa entspricht keinem typischen Verhaltensmuster. In der Hypnose erlebt sie das Trauma absolut real. Ihre Schutzreflexe sind in diesem Zustand außer Kraft, trotzdem ist da etwas, an dem wir nicht vorbeikommen – wie eine übergeordnete Macht, die die Kontrolle übernimmt. Alisa behütet.«

Anne blickte erstaunt von ihren Händen zur Therapeutin und verzog spöttisch ihr Gesicht. »Sprechen Sie von Gott?«

»Schwer zu sagen. Ich bin nicht gläubig – Sie?«

»Nein. Wenn es Gott gäbe, wäre er Patient bei Ihnen. Wie könnte er sonst diese Welt aushalten?«

Die Tür zum Büro flog auf, und Alisa rannte mit der kleinen Sporttasche in der Hand zu ihrer Mutter. »Es ist so cool in der Dusche hier! So eine brauchen wir in Italien auch.«

»Die Dusche in Venedig wird eher so klein sein, dass du dich darin kaum wirst umdrehen können. Die Gebäude sind über 600 Jahre alt, und die Menschen wuschen sich nicht. Pudern war zu dieser Zeit in Mode.«

Alisa verzog das Gesicht, und tausend Falten bildeten sich auf ihrer klassisch geschnittenen Nase. »Ekelig.«

»Kannst du dich an etwas erinnern?«, fragte die Therapeutin.

Mit ausgebreiteten Armen drehte sich Alisa einmal um sich selbst, als ob sie tanzen würde. »Ich schwamm in meinem türkisfarbenen Meer. Die Wellen waren Musik.«

»Und die Schatten?«, wagte die Ärztin einen letzten Versuch.

Mit einer hastigen Bewegung zog Alisa ihre langen Arme an den Körper und stierte die Therapeutin hinter ihrem Schreibtisch an. »Die können mich nicht erreichen, weil das Meer mich schützt.«

Von dem Leoparden erzählte sie nichts, und jetzt, wo Alisa darüber nachdachte, erkannte sie, dass das Meer und die großen Augen des Tieres die gleiche Farbe hatten. Auch ein Detail, das sie nicht verraten würde. Der Leopard sollte ihr allein gehören, außerdem hatte sie ihm ihr Geheimnis anvertraut, weshalb sie ihn nun verheimlichen musste. »Ich kaufe mir wieder ein Eis unten und warte auf dich, Mom.«

Die Tür schlug krachend hinter ihr zu, als sie aus dem Büro der Ärztin rannte.

»Es ist ein Fehler, mit ihr nach Venedig zu ziehen«, bemerkte die Therapeutin kritisch.

»Ist es das?« Anne stand auf. »Was hat sie hier zu erwarten?«

»Wenn das Trauma Alisas Bewusstsein erreicht – professionelle Hilfe.«

»Es gibt keines.«

»Anne, Sie verschließen die Augen vor der Wirklichkeit.«

»Die wäre?«

»Ich bin mir sicher, dass dieses Verkrampfen und Wühlen von Alisas Beinen Abwehrbewegungen sind.«

Eine bleierne Stille, die wie Eis den Raum füllte, breitete sich um Anne aus. »Sie irren sich«, sagte sie gepresst, weil ihr der angedeutete Verdacht die Luft zum Atmen nahm.

»Warum haben sie die gynäkologische Untersuchung abgelehnt?«

Als sie sich mit beiden Händen auf dem Glastisch abstützte, rang Anne nach Kraft und kämpfte gegen die plötzliche Übelkeit an, die den Panikattacken, von denen sie niemandem erzählt hatte, vorausging; es kostete sie größte Überwindung, der Therapeutin direkt ins Gesicht zu sehen und sich der unterschwelligten Schuldzuweisung der Ärztin zu stellen. Eigentlich wollte Anne sie anschreien, aber die Ungeheuerlichkeit der Vermutung ließ nur ein Flüstern zu: »Mir ist voll bewusst, woran Sie denken, und es wundert mich nicht, weil Ihr gesamtes Berufsleben aus dem Widernatürlichen besteht. Meine Tochter wächst behütet auf, umgeben von Menschen, die sie lieben und beschützen. Diese Untersuchung wäre eine extreme Belastung für Alisa, und sie würde ohne Ergebnis enden.«

Anne drehte sich zur Tür und lief unsicher durch das Büro, blieb aber dann doch noch einmal stehen und blickte zur Therapeutin zurück. »Alisa hat ihre eigene Wirklichkeit gefunden.«

»Eine Wirklichkeit, die sie nachts vor Qual schreien lässt«, gab die Ärztin kühl zurück.

»Aber am Tage lebt Alisa. Vielleicht muss ich damit zufrieden sein.«



25 Jahre später

Chess setzte sich zu ihrem Vater, der ihr den blass-blauen Becher mit dem Kaffee gab.

»Meine Lieblingstasse«, bemerkte sie und lächelte ihm zu. Vor einer Woche hatte Peter seinen 75. Geburtstag gefeiert, und noch immer strahlte sein Körper diese trainierte, kämpferische Bereitschaft aus, die ihr schon als Kind Sicherheit gab.

»Als du klein warst, sagtest du immer die Tasse mit dem *Noch-nicht-richtig-Blau*.«

»Ich habe geglaubt, dass es im Laufe der Zeit intensiver, so wie ich älter, werden würde.«

Er sah in ihr Gesicht, auf die dunklen Schatten unter ihren Augen.

»Du siehst müde aus, Nevia.«

Sie lächelte ihm über den Rand des Kaffeebechers zu. »Du bist der Einzige, der mich so nennt. Immer dann, wenn es dir besonders wichtig ist.«

»Ich finde es seltsam, dass du dich nach einem Spiel nennst.«

»Es ist viel mehr als das. Fürsten kämpften damit gegen Fürsten, und Königreiche wurden auf dem Spielfeld verloren. Niemals hat mich jemand im Schach geschlagen. *Chess* – es entspricht mir, und anders möchte ich auch nicht genannt werden.«

Langsam pustete sie in den Becher und nahm vorsichtig einen Schluck. Der Kaffee schmeckte stark und bitter, so wie sie es mochte.

»Morgen werde ich versuchen das mathematische Theorem aufzulösen«, sagte sie leise in die Stille.

Die Jahre in der Armee hatten ihn gelehrt, wie Menschen am Vorabend einer Schlacht mit ungewissem Ausgang aussahen. Die Angst, schwer wie ein Sack Sand auf den Schultern, drückte die unerfahrenen Soldaten zu Boden, machte sie unfähig, lebensrettende Entscheidungen zu treffen.

Besorgt studierte Peter das Gesicht seiner Tochter. Chess war schön – unglaublich schön. Feines blondes Haar und ein Gesicht, das Michelangelo nicht besser hätte entwerfen können. Nur die Abgeschlagenheit störte die Harmonie ihrer perfekten Gesichtszüge.

»Du bist nicht bereit.«

Chess versuchte erst gar nicht, ihren Vater zu belügen. »Nein, bin ich nicht.«

»Wieso tust du es dann? Du bist noch jung.«

»Jung war Alisa – als sie starb. Ich spüre, wie meine Geisteskraft abnimmt. Das Feuer bald nur noch ein Glimmen ist. Ich habe keine Zeit mehr.«

»Du hast Alisa nie vergessen, obwohl ihr Kinder gewesen seid. Nur ein Nachmittag hat gereicht, um dein ganzes Leben zu verändern.«

»Mein ganzes Leben hat in dieser einen Stunde am Nachmittag auf der Terrasse der Schule stattgefunden.«

Peter sah auf das Meer, die Wellen, die Möwen und sein eigenes Leben. Die sinnlosen Militäreinsätze und das Töten. Erst jetzt verstand er, dass sich vielleicht alles nur deshalb so ereignet hatte, damit er nun dieses Gespräch mit seiner Tochter führen konnte. »Im Grunde suchst du den Tod. In einer mathematischen Gleichung. Es ist unbegreiflich.«

»Es ist keine Gleichung, sondern ein Tor, und wenn ich mich nicht täusche, werde ich es morgen passieren.«

»Wohin wird es dich führen, wenn du recht hast und es möglich ist?«

»Zum Ursprung von allem. Zu Alisa. Nur ich bin dazu in der Lage.«

»Deine widernatürliche Intelligenz ist eine Bürde. Schlimmer noch – eine Falle, in die du direkt hineinrennst.«

Chess' Augen ruhten auf ihrem Vater. Noch loderte das Türkis in den Flammen ihrer Begabung, aber sie hatte recht: Das Verlöschen kündigte sich schon seit Monaten an.

Die Wahrheit und die Bedeutung ihrer Theorie würde er niemals verstehen können, trotzdem fühlte sie, dass sie ihm eine Erklärung schul-

dete. Peter war der einzige Mensch, der sie ihr ganzes Leben lang bedingungslos geliebt hatte. Sie schenkte ihm ein letztes versöhnliches Lächeln.

»Meine Intelligenz ist eine Verpflichtung, und morgen werde ich sie erfüllen.«

Sie stand auf und stellte die leere Kaffeetasse auf die verwitterte Holzbank, von der aus Chess und ihr Vater immer auf das Meer und den weit entfernten Markusturm sahen. Das Wahrzeichen Venedigs.

Peter griff nach ihrer Hand. Das Brandmal von der Verbrüfung war noch frisch, und sie zuckte unter dem unerwarteten Schmerz zusammen.

»Alisa war wie du neun Jahre, als sie sich umgebracht hat«, begann er. »Auf dem Malwettbewerb der Internationalen Schule hast du sie getroffen. Ihre Eltern waren erst seit einigen Wochen in Venedig. Seit einem Vierteljahrhundert kämpfst du einen aussichtslosen Kampf. Du musst sie gehen lassen – ich beschwöre dich!«

Aus Chess' türkisfarbenen Augen floh jedes Gefühl, verdrängt von einer kalten Entschlossenheit, die über ihren Tod hinausreichen würde.

»Es gibt eine Verbindung, die immer noch besteht.«

Beide sahen sich stumm an, weil es wichtig für Vater und Tochter war. Chess ahnte, dass sie sterben würde, und es machte ihr nichts aus, weil sie niemals wirklich gelebt hatte, und falls es morgen endete, würde sie erfahren, ob es eine Chance gab, Alisa noch einmal zu sehen.

Ihr Vater wusste, dass er zum letzten Mal mit seiner Tochter sprach. Der Tod kündigt sich an – das hatte er in den verlorenen Kämpfen gelernt. Es war wie ein Innehalten der Atome; die Zeit selbst trat beiseite, um der bewusstlosen Schwärze zu weichen. Peters Arme schlossen sich um Chess, aber er war zu alt, um seine Tochter zurückzuhalten, um Argumente zu finden, das Unausweichliche abzuwenden. Es war sein letzter Kampf, den er verlor.



Ein leichter Wind wehte ihr über das Gesicht und spielte mit ihrem kurzen blonden Haar, wirbelte einige Haarsträhnen vor ihre Augen. Langsam setzte Chess sich auf und strich sie wieder zur Seite. In der Be-

wegung ihrer Hand hielt sie inne, als ihr Blick auf die Hautstelle fiel, die ihr im Alter von vierunddreißig Jahren der heiße Tee verbrüht hatte. Für einen Moment spürte sie wieder den Schmerz, aber die Erinnerung an das letzte Gespräch mit ihrem Vater war schlimmer. Sie hatte ihn zurückgelassen.

Die Narben waren verschwunden, und es fühlte sich an wie Samt. Chess sah auf ihren Körper, und ihre Hände glitten so vorsichtig darüber, wie wenn sie etwas Zerbrechliches berührten. Unwillkürlich musste sie an ihre Teetasse an der Universität denken. Das Porzellan hatte fast 700 Jahre überdauert, als sie sie auf einer Auktion ersteigerte. Die Abbildung des Tigers gab ihr jeden Tag neuen Mut.

Sie lächelte in sich hinein.

Alles habe ich verloren, dachte sie, nur diese Tasse begleitet mich hierher. In meinem ganzen Leben war sie der einzige Freund.

Sie kniete vor einem riesigen Baum. Die Blätter waren unzählige Schmetterlinge, die hin- und herflogen. Von ihr zu den Ästen und zurück. Dicke Wurzeln schlängelten sich über den grasbedeckten Boden und verschwanden wie die Tentakel eines Tintenfisches im Erdreich. Alles lebte und pulsierte. Bewusstsein, Gedanken und Macht drangen durch die feuchte Erde in jede Struktur ihres Gehirns. Für einen Moment fürchtete sich Chess, aber ihre Intelligenz erstickte das Gefühl.

»Du bist nicht wie die anderen.« Die tiefe drohende Stimme war überall.

»Nein. Bin ich nicht«, sagte Chess ruhig.

Sie verstand, dass sie mit dem Baum sprach, und es erstaunte sie nicht, denn sie war in dem Experiment gestorben und hier aufgewacht. Im Körper einer Zwanzigjährigen.

»Deine Intelligenz entspricht nicht der von Menschen. Und du hast eine Verbindung zu etwas.«

»Das *Etwas* interessiert dich«, sagte sie ruhig und sah sich um. Niemand war außer ihr hier. Endlose Weite, die nur durch einen Himmel begrenzt wurde, dessen Wolken die Wellen des Ozeans waren.

Es gibt einen Grund, weshalb ich allein mit diesem Wesen bin, erkannte sie.

»Bin ich Gott?«, fragte der Baum unvermittelt.

»Sicher nicht, sonst wüsstest du die Antwort.« Die Hautstelle, an der der Schmetterling sie gestochen hatte, schmerzte, und Chess rieb sich mit der anderen Hand darüber.

»Du hast keine Angst«, hörte sie die Stimme in ihrem Kopf sagen. Chess richtete sich auf und ging einen Schritt auf den Baum zu, um die furchige Rinde zu sehen, die wie ein Panzer das Wesen umgab, aber doch nicht das Verlangen nach ihren Gedanken verbarg.

»Als ich neun Jahre alt war, wurde alles, was ich an Angst besaß, an einem einzigen Tag aufgebraucht.«

»Der Tag, an dem das andere Mädchen starb.«

»Alisa. Sie hat sich umgebracht«, sagte Chess mit tonloser Stimme.

»Dein Leben lang hast du versucht, sie zu retten. Die Formel zu lösen.«

»Ich bin sicher, dass ich es kann.« Hoffnung breitete sich in ihr aus.

»Ist Alisa hier? In deiner Welt?«, fragte Chess.

»Sie wartet auf dich. Als das Kind, das sie ist.«

»Sie ist nicht gealtert?«

»Nein. Deine Liebe wird auch hier unerfüllt bleiben.«

Durch ihre geschlossenen Augenlider sah sie die Scherben der kleinen chinesischen Tasse vor sich auf dem Schreibtisch liegen. Das Gesicht des Tigers. Zersplittert in elf Fragmente. Das war der Moment, in dem sie ahnte, dass sie scheitern würde.

»Wohin führt deine Verbindung?«, fragte der Baum.

Chess wischte sich die Tränen aus dem Gesicht.

»Ich weiß es nicht. Mein Experiment ist fehlgeschlagen, und ich bin gestorben. Den Ort der Singularität habe ich nicht erreicht.«

»Seit Äonen denke ich darüber nach, ob ich Gott bin. Der, dem alles unterliegt.«

In diesem Moment erkannte Chess die Zusammenhänge und ihre Chance. »Was wäre, wenn ich dir die Antwort geben könnte?«

»Du bist tot und hast die Gleichung nicht gelöst.«

»Es liegt in deiner Macht, mich zurückzubringen. Mir ein neues Leben zu schenken. Das Leben, in dem ich die Gleichung lösen werde und du die Antwort auf deine Frage erhältst.«

Das Lachen des Baumes war wie ein Orkan. Seine Wurzeln rissen sich vom Boden los und griffen nach Chess. Ein türkisfarbenes Licht umgab sie. Vajra, das Wesen, mit dem sie sprach, zog sich wieder zurück.

»Antun kann ich dir nichts«, stellte der Baum erstaunt fest.

»Ist dies nicht Beweis genug?«

»Warum spricht Gott nicht mit mir? Warum existiere ich?«

»Schenke mir ein neues Leben, und ich werde dir die Antworten auf deine Fragen geben.«

»Ich kann bewirken, dass du wiedergeboren wirst.«

»Was ist mit Alisa?« Ihre Liebe zu ihr brannte selbst nach dem Tod immer noch in Chess. Ein Feuer, das sich weigerte zu verlöschen und ihr einziger Lebensinhalt war. Auch über den Tod hinaus.

»Es war zu spät für sie. Deine Liebe hat sie nicht mehr erreicht.«

Sie dachte an den Tiger auf der alten chinesischen Tasse. Auch in dieser Welt gab er ihr Mut.

»Ändere es«, sagte sie kalt und drohend. »Das ist meine Bedingung. Ermögliche uns eine gemeinsame Zukunft, die ich einer einzigen Aufgabe widmen werde: Dir die Antworten zu geben.«

»Du hast sie nur eine Stunde in deinem jungen Leben gesehen, und doch hat es gereicht, dass deine Liebe zu ihr niemals endet.«

»Wirst du dich an unsere Abmachung halten?«

Der Baum lachte höhnisch. »Wie kommst du auf die Idee, mit mir verhandeln zu können? Selbst der, den ihr an ein Holzkreuz geschlagen habt, kniete vor mir.«

»Töte mich. Aber dann wirst du niemals mehr über das Wesen erfahren, das zu mir Kontakt hat. Milliarden von Menschen sind an dir vorbei durch das Tor des Todes gegangen. So wie ich. Wie viele davon waren mir und meinen geistigen Fähigkeiten ebenbürtig?«

»Niemand. Du bist eine Anomalie.«

Du magst ein Gott sein, dachte Chess, aber jetzt hast du dich verraten. In deine Welt wirst du mich nicht entlassen, und töten kannst du mich nicht, dafür bin ich dir viel zu wichtig! Der Gier nach der Antwort hast du bereits nachgegeben, sonst würdest du dich nicht mit mir abgeben. Noch ein kluger Schachzug, und ich rette Alisa.

»Vielleicht bin ich die einzige Möglichkeit für das Wesen, mit dir Kontakt aufzunehmen.«

Jetzt entscheidet es sich – wie bei einer Rochade beim Schach.

Es entstand eine Pause. Vajra wägte seine und ihre Interessen ab.

»So tritt nun eine Schuld ein, die ihr beide, Alisa und du, zu Lebzeiten begleichen müsst. Du schuldest mir die Antwort auf meine Frage, und Alisa schuldet mir die Liebe, die das Kind, das sie selbst ist, in dieser Welt nicht mehr erreichen wird.«

Chess' Körper spannte sich an. Damit hatte sie nicht gerechnet. »Wieso schuldet Alisa dir die Liebe zu mir?«

»Alisa starb an dem Tag, als sie dich traf. Ihre Liebe zu dir konnte sich nicht mehr entwickeln. Ihr blieb nur ein Schatten. Ich werde sie in die Gene der wiedergeborenen Alisa legen. Sobald sie dich das erste Mal sieht, wird sie sich in ihr entfalten wie ein Schmetterling, der aus dem Kokon schlüpft. So wird es dir möglich sein, sie zu retten. Deshalb schuldet mir die wiedergeborene Alisa ihre Liebe zu dir.«

»Was passiert mit dem Kind Alisa, das bereits in deiner Welt ist?«

»Du wirst bei ihr leben und warten, bis sich deine Versprechen erfüllen.«

»Ich will aber auch Hoffnung für mich. Wird das Kind, Alisa in dieser Welt, mich jemals lieben können?«

»Das hängt von der Alisa ab, die wiedergeboren wird. Ob sie mutig genug sein wird, die Grenze zu überschreiten. Die Antwort kennt nur die Zeit.«

»Dauert es lange?«, fragte Chess leise.

»Für mich nur einen Flügelschlag meiner Schmetterlinge. Für dich als Mensch, der du an die Linearität der Zeit gebunden bist, viertausend Jahre.«

Chess schloss die Augen. »Mein Fehler lag in der Annahme, dass die Zeit konstant ist.«

»Ihr Menschen seht euch die Zeit in Form von Zeigern auf euren Uhren an. Gefroren und tot. Stelle dir einen Orkan in einer Sandwüste vor. Jedes Korn ist ein Universum, und die Bahn, auf der es herumgewirbelt wird, ist die Zeit.«

»Die Zeitbahnen überschneiden sich in unendlichen vielen Punkten.«

»Ja. Und ich sehe auf die Ereignisse und Veränderungen, die von einer möglichen Zukunft auf eine wandelbare Vergangenheit wirken.«

»Was ist mit der Gegenwart?«

Vajra lachte. »Die Gegenwart, an die ihr euch so klammert, gibt es nicht, weil sie einem permanenten Wandel unterliegt.«

Chess sah die elf Bruchstücke der Tasse vor sich. Niemand hatte das gesprungene Porzellan zusammenfügen können. Die Splitter verblassten, und das kostbare Gefäß stand unbeschadet auf ihrem Schreibtisch. Eine Zukunft, in deren Vergangenheit ihr die Tasse nicht aus der Hand fiel, entstand in diesem Moment. Deshalb fehlte die Verbrühung auf ihrer Haut. Glück durchströmte sie.

»Dann sollen meine viertausend Jahre nun beginnen. Wo finde ich Alisa?«

»Sie wartet in der Talsenke auf dich.«

Ein plötzlicher Gedanke flammte in Chess auf: »Du hast alles vorhergesehen, deshalb ist Alisa hier. Wieso kennst du dann nicht die Antworten, die ich dir in der Zukunft geben werde?«

»Versuche es selbst zu sehen.«

Ihre Denkprozesse beschleunigten sich exponentiell.

Wenn ich es nur in einer einzigen möglichen Zukunft geschafft hätte, wüsste er es.

»Es ist nicht mein erster Versuch, und bisher bin ich immer gestorben.«

»So ist es. Milliarden Male standest du schon vor mir. Aus Milliarden möglichen Varianten der Zukunft. Milliarden Male hast du meine Zeit verschwendet.«

»Wieso hörst du mir dann immer noch zu?«

»Dir fehlt das Wundmal auf der Hand. Eine mir unbekannte Zukunft, die nirgendwo beschrieben ist, entsteht mit dir.«

Nun wird es anders sein, dachte Chess voller Hoffnung. Vajras Stimme verblasste in ihren Gedanken, wie der Ort, an dem sie sich befand. Sein letzter Satz war nur noch die Ahnung einer Zukunft, in der sich alles entscheiden würde: »Das wird es, weil es dein letzter Versuch ist.«

Schneebedeckte Bergmassive stürmten in einen makellosen blauen Himmel und zerrissen die Quellwolken, die der kalte Wind auf die Gipfel zutrieb. Chess stand auf einem schmalen Felsvorsprung und sah in diese neue Welt. Hochplateaus formten Ebenen mit spärlicher Vegetation, dafür reichten manche bis zum Horizont, Wälder schlossen sich an, bis sie Landschaften erreichten, die von einem breiten Fluss und seinen Ufergebieten bestimmt wurden.

Fröstelnd blickte sie zu der Jurte, die in der Nähe des Flussufers aufgebaut worden war. Zwei Yaks grasten daneben, und sie lief, unbeachtet von den Tieren, die mehr Ähnlichkeit mit Nashörnern als mit Kühen hatten, zu dem runden Zelt.

Das zottelige lange Fell reichte den Yaks bis zu den Hufen herunter. Eines war schwarz, das andere fast weiß. Die feinen süßlichen Aromen der Blüten, die überall zwischen den Gräsern wuchsen, lagen in der Luft. Mit geschlossenen Augen atmete Chess tief ein. Eine kleine Hand legte sich in ihre.

»Ich habe sie Yin und Yang genannt. Yang, der weiße, ist der Bulle, Yin, die schwarze, das Mädchen. Aber sie haben keine Kinder. Yang ist zu faul und zu schwer.« Chess lächelte dem Kind zu. Sein langes schwarzes Haar fiel über seine Schultern, und das Smaragdgrün ihrer Augen leuchtete Chess entgegen. Langsam kniete sie sich vor sie hin, umarmte das Mädchen und flüsterte in ihr Ohr: »Alles wird gut, Alisa. Du musst mir vertrauen.«

»Wenn du dir nicht was anziehst, wirst du dich erkälten. Die Sachen für dich sind gestern fertig geworden.«

»Woher wusstest du, dass ich komme?«, fragte Chess erstaunt und nahm das Lederhemd in die Hand.

»Der Schneeleopard hat es mir gezeigt.«



Teil 1

I

Wie eine Spielzeugeisenbahn auf Schienen fuhr ihr Finger die endlosen Zeilen entlang, die immer wieder unterbrochen wurden von Darstellungen der Doppelhelix und den anlagernden Proteinen. Das Buch war zu groß, um es in der Hand zu halten, weshalb Chess sich auf den Boden gesetzt hatte.

Ihre kleinen Beine wurden vollständig von den grünen Buchdeckeln bedeckt, und nur die Schuhe, von denen sich die Sohlen lösten, ragten hervor. Das T-Shirt, dessen ursprüngliche Farbe nicht mehr zu bestimmen war, würde erst in zwei oder drei Jahren passen. Ihr knurrender Magen unterbrach immer wieder ihre Konzentration, aber Chess wusste, dass ihre Großmutter Sofia kein Geld hatte, um ihr beim Kiosk der Stadtbücherei etwas zu kaufen. Später, wenn ihr Vater nach Hause kam, würde es Kartoffeln mit Butter und Salz geben. Sie nahm sich vor, mehr zu essen.

Eine Frau mit einem Kind an der Hand kam zu ihr. Ihr Schatten durchbrach die gleißenden Schwerter auf dem Boden, die das Licht, das durch die Fenster brach, zum Schutz um Chess herum aufgestellt hatte.

Vor zwei Wochen hatte sie die Frau und das Mädchen angesprochen, um die Grundlagen des Lesens zu erlernen. Nur Tage später hatte sie die einundzwanzig Buchstaben und deren Lautbildung erfasst. Ihre Denkprozesse glichen einem Feuer, das, durch einen Sturm angefacht, sich in ihrem Gehirn ausbreitete.

»Lesen wir zusammen?«, fragte das Mädchen und sah Chess an. Ihre zotteligen blonden Haare würden in den nächsten Tagen wieder

geschnitten werden, um ihr Gesicht freizulegen. Die perfekte Symmetrie war noch niemandem aufgefallen, und erst in elf Jahren würde sie die Titelseiten der Modemagazine für ein ganzes Jahrzehnt beherrschen.

Chess blickte auf die Schuhe des Kindes. Wildleder, mit kleinen Punkten darauf. Die Schnürsenkel waren seltsam glatt. Ihre hingegen waren so stark ausgefranst, dass sie Probleme hatte, sie durch die Ösen ihrer Schuhe zu ziehen. Gewachste Schnürsenkel gab es nicht in der städtischen Kleiderkammer.

Mit einem leisen Geräusch fiel ihre Hand von der Buchseite und krabbelte zu dem Schuh. Der schmale Zeigefinger rollte sich aus wie der Rüssel eines Insektes und befühlte die Oberfläche, die winzigen Härchen des Wildleders und die Vertiefungen des englischen Noppenmusters.

Wie Blindenschrift, dachte sie.

Die Schuhe rochen nach Ordnung, Sauberkeit und Sicherheit. In ihren Gedanken formte sich ein Wort: *reich*.

»Was liest du?«, fragte Chess zurück, ohne hochzusehen. Die Mutter antwortete für ihre Tochter. »Puh der Bär. Die Sätze sind kurz und die Buchstaben groß. Das könnt ihr schon.«

Chess hob das Buch an, um ihre Beine auszustrecken. »Das ist langweilig.«

»Du musst lesen üben. Sonst lernst du es nicht.« Das Gönnerhafte in der Stimme der Frau wirkte wie eine Lupe auf ihre Herkunft. Chess fühlte sich wie ein Insekt im Glas. Unruhig bewegte sie ihre Füße, die eingeschlafen waren.

»Ich habe es schon gelernt.«

»Die Sätze in dem Buch sind viel zu schwer für dich. So was liest man, wenn man auf die Universität geht, nicht im Alter von fünf Jahren.«

Chess ließ den Tintenfisch in ihrem Kopf frei. So nannte sie das Wesen, das es ihr ermöglichte zu denken. Ihre Synapsen auf eine Art verband, die einzigartig war. Vor etwa einem Jahr hatte sie seine Gegenwart bemerkt. Es schien nichts zu wollen, sondern existierte einfach nur. Für ein Experiment, dem sie sich in zwei Jahrzehnten stellen würde. In einer Zukunft, die sich ihr noch nicht offenbart hatte.

Das Türkis ihrer Augen flammte auf und sog die Doppelseite direkt in

ihr Gehirn. Monoton begann sie vorzulesen: »Das Enzym Primase synthetisiert einen sogenannten Primer am DNA-Einzelstrang. Dieses aus wenigen Nukleotiden bestehende DNA-Stück dient als Startsequenz. Es markiert die Stelle, an der die Synthese des neuen Einzelstrangs beginnen kann. Die Bausteine für den neuen Einzelstrang sind Nukleosidtriphosphate, Adenosintriphosphat, Guanosintriphosphat, Cytidintriphosphat und Thymintriphosphat.«

In Zeitlupe bewegte Chess den Kopf und sah in die Augen der Frau, die zurückwich und ihre kleine Tochter hinter den Rücken zog, wie zum Schutz vor einem wilden Tier. Es gab ein kurzes hohes Geräusch, als ihre goldene Uhr gegen das Armband mit den bunten Steinen stieß.

»Wie ist das möglich?«, flüsterte sie.

Chess stand auf und schob das Buch in das Regal zurück. Sie musste sich auf die Zehenspitzen stellen und strecken. Das T-Shirt verrutschte und gab den Blick auf ihre bronzefarbene Haut frei. Schwimmen war umsonst, und ihr Vater trainierte sie, weshalb sie den Sommer immer am Strand verbrachte. Ihr Blick traf den der Mutter, die sie verständnislos ansah.

»Es funktioniert in etwa so: Die Nukleotide lagern sich an den vorhandenen Einzelstrang an, immer in komplementärer Basenpaarung. Das Enzym DNA-Polymerase verknüpft sie miteinander. Dabei wird die Phosphatgruppe eines Nukleotids mit der Desoxyribose des vorhergehenden Nukleotids verknüpft, der Einzelstrang wird also an seinem Ende verlängert. Durch Abspaltung von zwei Phosphatgruppen des Triphosphates wird die für diesen Vorgang notwendige Energie aufgebracht.«

Die Tochter der Frau fing an zu weinen. Chess sah das Mädchen an, auf die Tränen, die aus den Augenwinkeln unentwegt über ihre Wangen strömten.

Jetzt bist du das Insekt, dachte sie, drehte sich wortlos um, ging zu ihrer Großmutter, und beide verließen die Bibliothek. Dem Tintenfisch sagte sie, dass er die Doppelseite wieder löschen sollte. Es war nicht das, wonach sie und das Wesen suchten.

Chess' Vater, der auf einer Baustelle in Venedig arbeitete, war hungrig nach Hause gekommen. Sofia, ihre Großmutter, hatte gekocht und Chess den Tisch gedeckt. Fünf große Kartoffeln hatte sie aufgegessen.

Bettfertig lag sie im Schoß ihres Vaters, der ihr über das Haar strich. Fingernägel und Fußnägel waren tadellos, ihre Zähne geputzt und die Zwischenräume mit Zahnseide gereinigt. Ihr Kopf lag auf dem kleinen Kissen, das sie sich immer unterlegte. Der Körper ihres Vaters war muskulös, und ohne das Kissen war es unbequem, auf seinem harten Bauch zu liegen. Er trainierte täglich und nahm sie immer mit zum Meer. Wofür, hatte er ihr niemals gesagt, und nach einer Weile hatte sie auch nicht mehr gefragt. Tinte mochte Wasser, und so stand es zwei zu eins gegen sie. Außerdem segelten sie manchmal danach mit dem Boot eines Freundes. Sie legte sich dann immer auf das Mahagonideck und genoss das Schaukeln auf den Wellen.

»Wie war dein Tag?«, fragte er sanft.

»Bibliothek.« Ein Wort reichte, um sechs Stunden zu beschreiben.

»Was macht der Tintenfisch?«

»Er war heute da.«

»Ängstigt er dich?«

Erstaunt sah sie kurz zu ihm hoch. »Nein. Er hilft mir.«

»Wobei?«

»Wir suchen.«

Ihr Vater zog seine Augenbrauen zusammen. »Wonach?«

»Keine Ahnung. Wir erkennen es, wenn wir es sehen.«

Seine rauen Finger spielten mit ihrem Ohr. Dabei erzählte er von den vielen Reisen, die er in seiner Jugend unternommen hatte. Die Erzählungen waren lückenhaft, und Chess verstand, dass es kein Zufall war. Weder kamen Hotels noch Sehenswürdigkeiten darin vor. Die Orte lagen im Dschungel, oder es waren unbekannte Städte, auf keiner Landkarte eingezeichnet. Er sprach über Einheimische und ihre Art zu leben – und zu sterben. Das Sterben war darin so selbstverständlich wie das Leben, und es schien sich gleichzeitig zu ereignen. Es lagen keine zwanzig, dreißig oder fünfzig Jahre Zeit als Kitt zwischen diesen beiden

Ereignissen. Die Lücken waren der Kitt, und sie verbargen das, was Peter von seiner Tochter fernhielt.

Nach einer Weile konnte ihr Bewusstsein Peters Worte nicht mehr festhalten. Das Grau des Schlafes breitete sich in Chess aus und nahm sie mit.



Tagen folgten Wochen und Wochen Monate. Chess' Streifzüge durch die Bibliothek wurden tägliche Routine. Sie fand die großen Atlanten der Erde und bebilderte Enzyklopädien der Tierwelt. Ein Besuch im Zoo hätte ihr besser gefallen. Nur die letzte Etage bewahrte noch ihre Geheimnisse vor dem sechsjährigen Mädchen.

Im Spätsommer war es dann so weit. Chess' kleine Füße erklommen Stufe um Stufe, bis sie endlich ganz oben angelangt war. Langsam lief sie durch die schmalen Gänge und strich mit der Hand über die Buchrücken. Fühlte das Leder mit den geprägten Titeln in Gold, als wenn sie den Inhalt erahnen könnte. Wie ein Fisch am Haken blieb ihr kleiner Finger an einem der dicksten Bände hängen. Der Tintenfisch zertrümmerte beständig an dem Einband, der sich nur widerwillig bewegte. Einen Moment später fiel das Fachbuch ihr aufgeschlagen vor die Füße. Zahlen, Formeln, Theoreme, Wahrscheinlichkeiten, Logarithmen, Potenzen. Ein Universum, erschaffen nur aus Zahlen und Formeln, explodierte in Chess' Kopf, nahm ihr Denken in Besitz. Das Türkis ihrer Augen stand in Flammen, und das Wesen in ihr entfaltete sich zu seiner wahren Größe.

Chess' Suche war zu Ende.

Das Rauschen in ihren Ohren löschte alles um sie herum, nur das Buch nahm sie wahr. Die exponentielle Beschleunigung ihrer Denkprozesse war außer Kontrolle.

»Tinte!«, flüsterte Chess angsterfüllt, bevor sie das Bewusstsein verlor.



»Was ist mit der Kleinen?«, fragte der Oberarzt, der an seiner Krawatte unter dem Kittel zu erkennen war.

»Sie haben sie ohnmächtig in der Stadtbibliothek gefunden. Die Großmutter und der Vater warten draußen«, sagte der Assistenzarzt, der die Röntgenuntersuchung veranlasst hatte.

Chess lag nur mit einem OP-Hemd bekleidet in dem riesigen Röntgenapparat. Ihr Oberkörper wurde durch einen Ring gefahren, der Geräusche von sich gab, als ob jemand mit einem Vorschlaghammer auf ihn eindrosch. Die Kopfhörer auf dem Kopf des Mädchens sahen grotesk aus. Wie man es ihr gesagt hatte, sah sie bewegungslos zur Decke. Der Raum war dunkel und erfüllt von dem Summen der Hochleistungsrechner. Schicht für Schicht erschienen die Linien in Graustufen auf den Monitoren.

Der Finger des Oberarztes tippte nervös auf das Schnittbild. »Waren die Techniker nicht da?«

»Gestern. Die Prüfung war tadellos«, sagte der Assistenzarzt.

»Und wieso sehen wir dann so einen Schwachsinn? Ruf sie noch mal an. Solange wir noch Garantie haben. Ist sie wach?«

»Ja. Es geht ihr sehr gut. Seitengleiche Pupillenreflexe, nicht verwirrt. Sie ist schlau.«

»Wie ist sie versichert?«

»Praktisch gar nicht. Das hier ist umsonst.«

Der Oberarzt machte eine unwirsche Handbewegung. »Es ist eh unbrauchbar. Schick sie nach Hause.«

»Was soll ich dem Vater sagen?«

»Dass sie gesund ist und mehr essen und trinken soll.«



Peter hatte den Rat des Arztes befolgt, sich einige Tage freigenommen und Geld von einem Freund geliehen, womit die Großmutter Gerichte der traditionellen venezianischen Küche kochte.

Chess ging es blendend, und sie konnte sich nicht erinnern, wann sie jemals zwei warme Mahlzeiten am Tag gegessen hatte, die jeweils Fisch und Fleisch enthielten.

»Morgen endet unser Lotterleben.«
 Chess saß auf seinem Schoß. »Bist du traurig deswegen?«
 »Nein. Du bist gesund, und das ist das Wichtigste.«
 »Ich freue mich schon auf die Bibliothek. Du musst Großmutter noch sagen, dass ich in die oberste Etage darf.«
 »Du würdest trotzdem gehen, auch wenn ich es nicht erlaube. Oder?«
 »Es muss sein.«
 »Sagt das der Tintenfisch?«
 Ihre Haare flogen hin und her, so kräftig schüttelte sie den Kopf.
 »Tinte sagt gar nichts.«
 »Ist er weg? Dann war deine Ohnmacht nicht umsonst.«
 »Ich bin jetzt Tinte.« Das Türkis ihrer Augen war unergründlich.
 Chess spürte, dass Peter nach einer Veränderung in ihr suchte.
 »Und wo ist meine Tochter, die ich so liebe?«
 »Das bin ich auch. Tinte ist dazugekommen. Er hat nichts weggenommen.«
 »Was ist in der Etage der Bücherei, das so wichtig ist?«
 Sie umarmte ihren Vater, kam ihm so nahe, dass ihre Lippen sein Ohr berührten. »Ich – alles, was ich sein werde.«



Die Grundrechenarten kannte sie schon, Quadratzahlen und deren Wurzel waren logisch. Je mehr sie lernte, desto schneller stellte sie Querverbindungen her. Zur Einschulung hatte sie die Mathematik des Abiturjahrganges verstanden. Das, was sie langweilte, war die Vorhersagbarkeit. Es gab keinen Spielraum für Fantasie.

Das änderte sich, als Chess nach langer Suche einen schmalen Band mit dem Titel *Mathematische Formeln* entdeckte.

Schnell blätterte sie durch die Seiten, weil ihr das meiste bekannt war. In der Mitte fing ein neues Kapitel an: *Mathematische Probleme*.

Die erste Formel, die sie sah, war die der Eulerschen Identität. Mit großer Vorsicht zeichnete ihr Finger das e , i und π , das Plus und die 0 nach. Diese Formel war das Schönste, was Chess je gesehen hatte. Die Verbindung von Harmonie und absoluter Einsicht. Alles, was sie

sich für ihr Leben wünschte, wurde von dieser kurzen Gleichung erfüllt.

Sie war am Ziel.

Mit neun Jahren betrat Chess den Kosmos, den Euler und die Vermutungen nach Riemann, Hoge und Poincaré für sie aufspannten.

Chess erkannte aber auch, dass sie kein weiteres Jahr auf ihrer jetzigen Schule durchhalten würde. Schule war mehr als reiner Unterricht. Das, was sie suchte, war kultureller Austausch und Vielfalt.

Nur die Internationale Schule würde für sie zumindest erträglich sein. Von ihrer Wohnung aus war sie leicht zu erreichen. Bei der Höhe des monatlichen Schulgeldes hätte sie sich aber ebenso auf dem Mars befinden können. Trotzdem würde sie nächsten Sonntag den Malwettbewerb besuchen, beschloss sie.

Das war traditionell der Tag der offenen Tür. Die Plakate dafür hingen überall in Mestre. Auf dem Weg zur Bücherei blieb sie vor einem dieser Plakate stehen. Das fremde Gesicht des älteren Mannes darauf, der versuchte zu lächeln und doch seine Traurigkeit nicht verbergen konnte, irritierte sie. Der Schulleiter hatte gewechselt. Ryan McPherson war der Name des Nachfolgers.

Entgegen ihrer Gewohnheit suchte sie nicht gleich das oberste Stockwerk der Bibliothek auf, sondern lief in das Untergeschoss zu den Interterminalen. Nach kurzer Diskussion wegen ihres Alters wurde ihr eines freigeschaltet.

Die Namenssuche ergab einige Hundert Treffer, beim Link der Universität Stanford in San José/Kalifornien blieb sie hängen. Dort fand sie den Ryan McPherson. Ehemaliger Lehrstuhlinhaber der theoretischen Physik.

»Nichts geschieht ohne Grund«, murmelte sie auf dem Weg nach oben. Es war Monatsanfang, und ihre Großmutter würde ihr einen Hotdog vom Imbissstand kaufen.



Am Sonntag war es dann so weit. Es würde sich in jedem Fall lohnen, dachte Chess, denn Eis gab es umsonst. Sie betrat das Gebäude und war überwältigt. Verschiedene Ebenen durchbrachen den riesigen Innenraum, alles war aus Holz gebaut, und Inseln, wo sich die Schülerinnen und Schüler für die Hausaufgaben trafen, schwebten wie Raumschiffe im Atrium.

Pflanzen jeder Art wuchsen aus großen Beeten im Boden. Kleine Insekten und Reptilien bevölkerten die unzähligen Schaukästen. Das, was ihr aber am stärksten auffiel, war der Geruch. In ihrer Schule schien die Luft dicker zu sein, war durchmischt von dem Gestank nach Toilette, Schweiß und billigem Essen. Hier war sie frisch und angereichert von den Aromen der Natur. Ihr Kopf fühlte sich leichter an, weil ihre Sinnesindrücke sich nicht durch den Muff der Armut arbeiten mussten.

Die Menschen, die sie sah, schienen von einem anderen Stern zu stammen. Ihr war nicht klar gewesen, dass man Kleidung, bis auf die Strümpfe, der Farbe nach abstimmen konnte.

Sie besaß sieben Paar Socken, für jeden Tag der Woche eines. Drei Hosen und vier T-Shirts. Diese Menschen mussten ganze Schränke voller Kleidung besitzen. Jetzt erst begriff sie, dass man ihr die Armut direkt ansah.

Von der Außenterrasse der Aula beobachtete Chess nachdenklich die Möwen hoch am Himmel.

Ihr habt es gut, dachte sie, ihr habt alle das Gleiche an, und arm oder reich gibt es bei euch nicht.

Etwas klebte an ihrem Finger. Ein goldener Punkt aus dem Heft, das jeder Besucher bekommen hatte. Die ausgestellten Bilder mit den meisten Punkten würden prämiert.

Chess versuchte Zeit zu gewinnen. Hoffte, die Enttäuschung würde sich legen. Aber sie wollte nicht mehr. Die Kinder trugen Schuhe, die so viel kosteten, wie ihre Familie monatlich zum Essen ausgab. Je schneller sie es beendete, desto kürzer würde sie um ein Leben trauern, das ihr verschlossen blieb.

Als sie über die Terrasse, die sich wie ein L um das Gebäude zog, die Schule verließ, lief sie an den letzten Bildern vorbei und stoppte abrupt, kurz bevor eine Treppe in den Park nach unten führte. Ihr fielen ein

schwarzes und ein rotes Bild auf. Die Mienen der Familie, die davorstand, waren versteinert, fast leblos, und alle starrten auf das rote Bild. Das Rot war Blut. Nur echtes Blut besaß diese schwarze Tönung.

Chess drehte sich zu dem Mädchen, das neben den Staffeleien stand. Smaragdgrüne Augen leuchteten ihr entgegen. Sie sah den Schmerz und die matte Verzweiflung, die die Oberhand gewonnen hatten.

Das Mädchen stand still da. Ihr Unterbewusstsein griff nach dem Rettungsring, ohne den ihr Leben heute enden würde. Unter den stauenden Blicken der Familie lief Chess zu dem Mädchen, umarmte es und sah Bilder in ihrem Kopf, die sie nicht verstand. Eine Steppenlandschaft und in großer Entfernung ein Zelt. Jemand kniete davor, ein Kind legte seinen Arm um die Person, fast so, als ob sie sie trösten würde. Endloser Himmel, durchbrochen von Bergen, die über die Wolken hinausragten.

Der Direktor stellte sich zu den Eltern. Er wirkte Jahre älter als auf dem Foto im Internet. Der leere traurige Blick hingegen war der gleiche. Eine ähnliche Erfahrung verband ihn mit dem Mädchen, das die Bilder gemalt hatte.

Chess entschied sich, nahm ihr Heft mit den Punkten, zog die Aufkleber ab, drehte das Bild um und formte aus den Ausläufern des Blutes goldene Bergspitzen.

Zufrieden sah sie auf das Rot mit den goldenen Berggipfeln, die die Sonne auf das Gesicht des Mädchens spiegelten und ihr einen strahlenden Ausdruck verliehen. Noch immer lagen ihre smaragdgrünen Augen auf Chess, die ihre Hand nahm und bis zur Fähre nach San Marco nicht mehr losließ.

Chess beugte sich zu ihr. Aus der Unendlichkeit schwammen die Wörter, versteckt in ihrem genetischen Code, wie Luftblasen unter Wasser an die Oberfläche ihres Bewusstseins. »Sieh zu den Sternen, nicht auf das schwarze kalte Meer. Entscheide dich für mich. Für Zukunft, Hoffnung und Liebe. So wie ich mich für dich in allen meinen Leben entschieden habe. Wie stark kannst du vertrauen?«

In dem Mädchen brach etwas; wie eine Steindruse, die man zerschlug, um die Kristalle im Inneren durch das Licht zum Leben zu erwecken.

Dieses türkise Strahlen der Kristalle leuchtete in ihrem Körper, vertrieb die Finsternis, Kälte und die Resignation, die sie fast erstickt hätten. Von einer Sekunde auf die andere riss die türkise Flutwelle des Lebens sie mit in eine Zukunft, die nicht mit ihrem neunten Lebensjahr enden würde.

Alisa verwarf den Plan, auf der Rückfahrt der Fähre von Bord zu springen. Sie wollte nicht mehr sterben, sondern leben.



II

Anne lief durch die kleinen Gassen Richtung San Marco. Sie waren zu spät. Die langen schwarzen Locken ihrer Tochter fielen von einer zur anderen Seite ihres Gesichts.

»Mom, du läufst viel zu schnell. Ich habe schon Bauchschmerzen, und mein Haargummi habe ich auch verloren.«

»Das ist egal. Ich kaufe dir ein neues. Wir dürfen den Mann von der Kirche nicht warten lassen.«

Im Zickzack wichen sie den Massen von Touristen aus, die die breite Uferpromenade wie Ameisen bevölkerten. Abrupt blieb Anne stehen und bückte sich.

»Dein Taxi ist da.«

Alisa kletterte auf die Schultern ihrer Mutter.

»So ist es gut.«

Außer Atem kam Anne vor dem Palazzo aus dem 13. Jahrhundert an. Zum Canal Grande hin öffnete sich eine breite Tür. Alisa kletterte von Annes Schultern und blickte von der Tür zu ihrer Mutter. »Wir hätten auch einfach ein Boot nehmen können.«

»Beim nächsten Mal.«

Alisa beugte ihren Kopf nach hinten, zum Himmel. »Wird es hier jemals Winter? Wir haben Oktober, und ich trage immer noch ein Sommerkleid.«

Ihre Mutter nickte. »Es wird. Glaube mir. Allerdings gibt es keinen Schnee. Dafür kannst du von März bis Oktober im Meer baden gehen. Komm jetzt.«

Sie gingen zum rückwärtigen Eingang, dessen Tür offen stand.

»Wieso haben die direkt auf die Tapete gemalt?«, fragte Alisa irritiert.

»Wandmalereien«, erklärte Anne. »Das hat man früher immer so gemacht. Es gab schließlich keine Fernseher.«

Ihre Schritte hallten in der großen Empfangshalle wider.

»Wird mein Zimmer in der neuen Wohnung so schön wie mein altes in San José sein?«

»Du darfst dir das schönste aussuchen. Versprochen.«

Die Wohnung erstreckte sich über den ersten, zweiten und dritten Stock. Eine doppelflügelige, reich mit Schnitzereien verzierte Holztür gab den Blick in ein großes Zimmer frei.

»Wer ist das?« Alisas Finger zeigte ängstlich auf den kirchlichen Würdenträger, der in der Mitte des Wohnzimmers stand. Sein Gewand war schlicht, und nur das massive Goldkreuz mit den halbrund geschliffenen Edelsteinen verriet seine Stellung. Alisa zog ihre Mutter zu sich herunter.

»Er sieht gruselig aus«, flüsterte sie. »Wird er auch hier wohnen?«

Anne musste lachen. »Nein. Keine Sorge«, flüsterte sie zurück. »Komm mit, wir sehen ihn uns an. Dann verliert er seinen Schrecken. Wie jedes Monster.«

Der Mann drehte sich zu ihnen, aber der schwere Stoff des Gewandes folgte seinen Bewegungen nur widerwillig, Falten bildeten sich, wodurch sein Körper sich in den einer Schlange zu verwandeln schien. Seltsam verdreht. Nicht menschlich. Es lag keine Güte in seinen Augen, keine Barmherzigkeit oder Verstehen. Er repräsentierte den absoluten Machtanspruch der römisch-katholischen Kirche.

»Mrs. Taylor«, sagte er knapp. »Sie kommen spät.«

»Verzeihen Sie ...« Anne hielt inne. »Wie soll ich Sie anreden?«

»Pater reicht. Alles andere liegt außerhalb Ihres Verständnisses.«

Annes Vater war Rechtsanwalt und hatte ihr früh beigebracht, dass Unfreundlichkeit oft als Schutzschild verwendet wurde. Um etwas zu verbergen.

»Sehr gerne, Pater«, antwortete sie gelassen. »Das ist Alisa, meine Tochter.«

Die Beiläufigkeit seines Blickes spiegelte nicht Unhöflichkeit, sondern Desinteresse. Er sah wieder zu Anne. Alisa existierte für ihn nicht. Ihre anfängliche Angst wich dem Verdruss über sein Verhalten.

»Haben Sie keinen richtigen Namen?«, fragte Alisa. »Mich nennt man ja auch nicht nur Schulkind.«

Das goldene Kreuz mit den bunten Steinen schaukelte direkt vor ihrem Gesicht, als er sich zu ihr herunterbeugte. Wie ein Aasgeier, der seine Beute betrachtete. »Wir sind alle Männer Gottes«, zischte er leise. »Es zählt nur ein Name. Der lautet: Jesus Christus.«

Das Smaragdgrün ihrer Augen stellte sich dem Mann entgegen. »Und wie soll er sie finden, wenn er kommt?«

»Kommt?« Seine Stimme überschlug sich. »Wer sich zweitausend Jahre Zeit lässt, kommt nicht mehr.«

Anne schob sich zwischen den Pater und ihre Tochter. »Such dir schon mal dein Zimmer aus.«

Durch die geöffnete Tür ging Anne mit dem Apostolischen Nuntius, das war der kirchliche Rang des Paters und wies ihn als Diplomat des Vatikans aus, auf die große Terrasse, die direkt zum Canal Grande zeigte, dem breitesten Meeresarm, der Venedig durchzog.

»Wie haben Sie die Wohnung so schnell gefunden?«

»Wir brauchten sie nicht zu finden. Sie gehört der Kirche seit vierhundert Jahren«, antwortete der Pater kühl.

»Und der Vermieter?«, fragte Anne neugierig. »Was ist mit dem passiert? Wer gibt so etwas freiwillig auf?«

Der Nuntius war dem Gespräch mit Anne überdrüssig und richtete seinen Blick auf die Touristenfähren, die den Kanal entlangfuhren. Die schwachen Motoren kämpften mit der Last der Menschen.

»Es gab keinen Vermieter. Sie stand leer.« Seine Stimme klang farblos, ohne jede Ambition der Höflichkeit.

»Wie lange?«, bohrte Anne nach. »Ich habe noch nichts Vergleichbares gesehen.«

»Auch seit vierhundert Jahren«, antwortete er genervt. »Es ist von Vorteil, Wohnraum zu besitzen, der sofort verfügbar ist.«

Anne griff in ihre Tasche und zog mehrere Blätter heraus. Bestelllisten. Sie hielt sie dem Nuntius hin. Ohne seinen Blick vom Kanal abzuwenden, fragte er: »Was ist das?«

»Das Mobiliar, das ich ausgesucht habe.«

»Sie haben noch nicht bestellt?« Seine Verwunderung zwang ihn, Anne wieder anzusehen.

»Es ist nicht gerade preisgünstig«, erklärte Anne. »Ich dachte, Sie sollten zumindest informiert sein.«

»Die Währung der Kirche ist Glaube. Kaufen Sie, was Sie wollen.«

Er ging, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Entfernt hörte sie Alisas Getrampel auf der Treppe. Sie folgte dem Lärm und fand ihre Tochter auf dem Rücken liegend. Sie betrachtete die Decke.

»Das musst du sehen, Mom. Es ist wie in der Kirche.«

Das Deckengemälde zeigte Jesus, wie er am Kreuz hing.

Anne legte sich neben Alisa auf den Boden und nahm ihre Hand. »Ängstigt es dich?«

»Jesus hatte keine Angst. Ich auch nicht.«

»Wie meinst du das? Vor was hast du keine Angst?«

»Dem Tod.« Alisas Stimme wurde leise. »Alles Schlechte wird aufhören.«

Anne atmete tief durch. »Ich will nicht, dass du immer über den Tod redest. Dein Dad auch nicht.«

»Mom, warum sind wir hier? Dads Pläne werden über Satelliten geschickt. Wir sind noch nie deswegen irgendwo hingezogen.«

»Diesmal ist es anders.«

»Es ist wegen mir, oder?«, fragte Alisa.

»Du hast immer noch Albträume und schreist in der Nacht.«

»Ich erinnere mich nicht. Werde ich sie auch hier haben?«

»Dein Dad und ich hoffen, dass es in Venedig vorbeigeht.«

Der Mann am Kreuz schien Alisa direkt anzusehen.
»Hier wird es beginnen«, flüsterte sie, ohne zu wissen warum.

Eine Libelle flog durch den Raum und setzte sich auf Alisas Finger. Erstaunt betrachtete sie das Tier. Es wanderte an ihrem Handrücken herunter, die großen Facettenaugen fest auf sie geheftet.

»Wenn du möchtest, kannst du auch hier bei mir wohnen«, sagte Alisa zu der Libelle. »Nur zu viele dürft ihr nicht werden, sonst ist es zu eng.«

Vorsichtig stand sie auf, ging langsam zum geöffneten Fenster und stupste das Insekt an. Sie winkte dem Tier hinterher, als es wegflog. »Mein erster Freund in Venedig«, sagte sie zufrieden.

Ein silbriger Puder war auf ihrem Handrücken. Alisa pustete darauf und lief, wild mit ihren Armen wirbelnd, herum.

»Was machst du?«, fragte Anne.

»Libellenstaub. Jetzt ist er überall in meinem Zimmer, und ich werde ganz viel Glück haben.«



»Wie findest du die neue Schule?«, fragte Anne.

Gemeinsam saßen sie am Küchentisch ihrer neuen Wohnung in San Marco. Die Möbel, streng geometrisch in der Form, bildeten mit dem Aluminium, Leder und Natursteinen einen beruhigenden Kontrast zu den religiösen Gemälden an Wänden und Decken. Alisa fuhr mit dem Finger den kristallinen Adern im schwarzen Marmor des Esstisches nach, die im Licht der Morgensonne funkelten.

Anne schnippte mit den Fingern vor ihrer Nase. »Hey, ich hab dich was gefragt!«

»Entschuldige Mom. Seltsam ist es dort.«

Anne sah ihre Tochter fragend an. »Wieso? Es ist die beste, die es gibt hier. Du wirst in Englisch und Italienisch unterrichtet, damit du dich mit den anderen Kindern unterhalten kannst.«

»Dann reicht Englisch. Es ist kein einziges Kind aus Venedig in meiner Klasse. Von Australien bis Saudi-Arabien gibt es alles. Nur kein

Kind von hier. Ich habe die Klassenliste durchgesehen. Kein italienischer Name darauf.«

Anne zuckte mit den Schultern. »Es ist sehr teuer, und die venezianischen Familien schicken ihre Kinder wahrscheinlich lieber auf die staatlichen Schulen. Vielleicht kommt ja noch ein italienisches Kind. Die Schule hat erst vor ein paar Tagen angefangen.«

Alisa sah traurig auf ihren Kakao. »Es ist egal.«

»Was ist?«, fragte Anne. »Du wirst bestimmt bald eine Freundin in deiner Klasse haben.«

»Nein, werde ich nicht«, sagte Alisa trotzig.

»Bisher hast du ja die anderen Kinder noch gar nicht richtig gesehen«, beschwichtigte Anne.

»Mich hat auch keiner gesehen.«

Anne stand auf, räumte das Geschirr beiseite, breitete eine alte Zeitung auf dem Küchentisch aus und legte zwei Leinwände und einen Malkasten darauf. Es hatte keinen Sinn, mit Alisa zu reden, wenn sie in dieser Stimmung war. Die Schulpsychologin in Amerika hatte ihr den Rat gegeben, Alisas depressive Phasen nicht zu unterdrücken.

»Was machst du da?«, fragte Alisa. Sie hatte ihren Kakao ausgetrunken und stellte das Glas in die Spüle.

»Ich dachte, wir malen die Bilder für die Kennenlernwoche zusammen. Sie müssen bis Sonntag fertig sein.«

Alisa nahm die Leinwände und den Malkasten an sich.

»Es ist meine Hausaufgabe. Ich male die Bilder allein.«

»Bist du sicher? Ich kann dir helfen.«

Der matte Blick in Alisas Augen beunruhigte Anne.

»Kannst du nicht.« Sie verschwand mit den Sachen in ihrem Zimmer.

In den Tagen vor der Ausstellung bekam keiner mehr Alisas Bilder zu Gesicht. Anne versuchte es mehrmals, aber Alisa ließ nicht mit sich verhandeln.

»Mom, es nervt, wenn du mich andauernd fragst. Es sind meine Bilder. Nicht deine.«

»Ich verstehe nur nicht, warum du so ein Geheimnis daraus machst.

Morgen werden sie sich mehrere Hundert Menschen ansehen. Wo ist der Unterschied, wenn du sie uns heute zeigst?«, fragte Anne.

»Muss ich antworten?«

Tom, Alisas Vater, berührte Anne am Arm. »Nein. Aber kannst du uns wenigstens sagen, warum du die ganze Woche Handschuhe und Strümpfe trägst? Es sind immer noch zwanzig Grad.«

»Zu Hause habe ich sie immer im Oktober angehabt«, erklärte Alisa leise. »Ich habe Heimweh, und dadurch wird es besser.«



Es war ein warmer, sonniger Nachmittag, und die Ausstellung wurde auf die Außenterrasse der Schule verlegt. Alisa öffnete ihre Mappe und stellte die zwei Bilder auf die vorbereiteten Staffeleien. Das erste Bild, das ihr Land symbolisierte, war eine schwarze Fläche. Das zweite, das Auskunft über sie gab, war getränkt mit ihrem Blut.

Der Direktor der Schule lief mit mäßigem Interesse durch die Reihen. Bei Alisas Bildern blieb er stehen. »Welches ist dein Land, und welches bist du?«

Alisa sah ihn an. Der Schmerz, der Verlust und die Verzweiflung des Mannes waren für sie deutlich zu sehen. »Ich bin beides. Erst rot, dann schwarz.«

Er schwieg. Im Bruchteil einer Sekunde schienen die beiden eine stumme Übereinkunft getroffen zu haben.

Eine Berührung, die völlig unerwartet kam, aber genügte, um ihren ganzen Körper in Spannung zu versetzen, unterbrach das Gespräch mit dem Direktor. Sie drehte den Kopf. Ein Mädchen ihres Alters stand neben ihr. Alisa sah ungläubig auf die Hand, in der ihre Finger lagen. Niemals zuvor hatte sie Augen in dieser Farbe gesehen. Türkis wie die karibische See. Unergründlich.

Das Mädchen beugte sich zu Alisas Ohr und flüsterte etwas, unverständlich für alle anderen. Dann drehte es das rote Bild behutsam um und nahm das Heftchen mit den goldenen Punkten. Nachdem das Mädchen alle aufgeklebt hatte, erschien eine rote Berglandschaft mit schimmernden Gipfeln.

Auf dem Weg zur Fähre sagte niemand etwas. Alisa ging Hand in Hand mit dem unbekanntem Mädchen bis zum Anleger. Die Worte, die es Alisa zum Abschied zuraunte, verstand sie nicht. Aber etwas, das tief in ihr versteckt war, regte sich. Erwachte aus einem Winterschlaf des Vergessens. Zum ersten Mal seit zwei Jahren fühlte sie sich selbst. Ihre Finger und Zehen schmerzten an den Stellen, an denen sie sich das Blut für das Bild entnommen hatte. Erst Minuten später erkannte sie das Gefühl, das sich wie eine Flutwelle in ihrem gesamten Körper ausbreitete: Hoffnung!



Anne legte Alisas Schulbrot und einige Möhren in die Brotdose. Heute würde ihr erster richtiger Schultag sein.

Skeptisch sah Alisa sie an. »Das reicht nicht. Wenn du noch eins machst, kann ich meine Freundin einladen.«

»Deine Freundin?«, fragte Anne überrascht.

»Das Mädchen vom Malwettbewerb. Die, die Punkte auf mein Bild geklebt hat.«

»Was hat sie eigentlich zu dir gesagt?«

Alisa überlegte. »Ich weiß nicht. Verstanden habe ich es nicht.«

»Hat sie dir wenigstens ihren Namen verraten?«

Nachdenklich packte Alisa die Dose in ihren Rucksack. »Es ist, als ob ich ihn schon mal wusste, aber vergessen habe. Hoffentlich darf ich neben ihr sitzen.«

Besorgt sah Anne zu ihrer Tochter. »Sie ist noch nicht in deiner Klasse?«

Alisa schüttelte den Kopf. »Sie muss zu denen gehören, die jetzt erst mit dem regulären Unterricht beginnen. Hast du doch gesagt.«

»Ja ... habe ich«, sagte Anne beunruhigt.

Das Klassenzimmer füllte sich, und die ersten Kinder suchten ihre Plätze. Die Tische, fest mit den Sitzhockern verbunden, bildeten einen Kreis. An einer Seite des Raums standen drei große Terrarien mit kleinen Salamandern, Spinnen und einem Chamäleon. Das Chamäleon

im mittleren Terrarium beugte die Kinder, bis der Instinkt des Tieres seine Aufmerksamkeit zu der Heuschrecke zwang, die einsam auf einem schmalen Farn saß.

Leise las Alisa vor, was auf dem Schild vor dem Terrarium stand: »*Erdlöwe*. So ein Quatsch! Welcher Löwe frisst Heuschrecken?«

Ihr Blick streifte durch den Klassenraum. Das Mädchen war nirgends zu sehen. »Mom, sie ist nicht da.« Alisas Augen füllten sich mit Tränen.

»Setz dich«, sagte Anne, die ihre Tochter heute begleitete. »Ich suche sie.«

Alisa bewegte sich nicht, überlegte kurz und lief auf direktem Weg zu der Lehrerin. »Es fehlt noch ein Mädchen«, sagte sie leise.

Die Frau sah sie erstaunt an und zählte kurz durch. »Fünfzehn. Ihr seid eine kleine Klasse. Alle da.«

Anne fragte sich zum Büro des Direktors durch und eilte durch die Gänge des Schulgebäudes. Mit hängendem Kopf saß das Mädchen auf einem Stuhl, direkt gegenüber der Tür.

»Da bist du ja«, rief Anne ihr entgegen. »Alisa wartet schon auf dich.« Überrascht hob das Mädchen den Kopf.

Außer Atem ließ Anne sich auf den Stuhl neben ihr fallen. Der Blick des Kindes hellte sich nicht auf.

»Was ist?«, fragte Anne.

»Ich gehöre nicht hierher«, sagte das Mädchen leise.

»Du warst doch auch am Sonntag da.«

»Es war Tag der offenen Tür. Ich komme aus Mestre.« Die Verzweiflung im Blick des Kindes war wie ein Hilfeschrei. »Die Schule ist viel zu teuer für meinen Vater.«

Anne betrachtete das Mädchen. Die Armut strömte aus jeder Pore von ihr. Die Kleider, der Haarschnitt, der keiner war. »Was machst du dann hier?«, fragte sie vorsichtig.

»Ich will ein Stipendium. Das gibt es doch in Amerika. Für Schüler, die besonders gut sind.«

Eine Aura der Verzweiflung umgab das Mädchen. Stipendien gab es auf Universitäten für Hochbegabte. Nicht auf Grundschulen. Das würde sie ihr nicht sagen können.

Anne traf eine Entscheidung. »Ich verschaffe dir zehn Minuten mit dem Direktor. Überzeugen musst du ihn.«

Das Mädchen sah sie aus großen Augen an, dann nickte es still.

Nach einem kurzen energischen Klopfen trat Anne mit dem Mädchen in das Vorzimmer des Direktors und stellte sich direkt vor die Sekretärin, die telefonierte. Entnervt blickte diese vom PC hoch und machte eine eindeutige Handbewegung. Beide rührten sich trotzdem nicht.

Die Frau hielt den Hörer zu. »Das Kind kann nicht zum Direktor. Das habe ich ihm auch schon gesagt. Der Direktor hat einen Termin.«

Anne lief direkt zu einer schweren Eichentür, klopfte und trat mit dem Mädchen ein. Gedankenverloren saß der Direktor allein an seinem Schreibtisch.

»Es tut mir leid«, entschuldigte sie sich.

Als ob er auf sie gewartet hätte, lächelte der Direktor beide an und deutete auf die Stühle vor sich. Die Sekretärin, die atemlos hinter Anne ins Zimmer gestürmt war, schickte er nach Orangensaft und Keksen. Mit versteinerner Miene stellte sie beides kurze Zeit später vor dem Kind ab, das sofort alles aufaß. Der Direktor legte die Hände aneinander und sah sie aufmerksam an.

»Nun, was kann ich für euch tun?«

Er erkannte das Kind vom Sonntag, sagte aber nichts.

»Ich möchte auf Ihre Schule gehen.« Die Stimme des Mädchens klang flehend. »Kann ich ein Stipendium bekommen?«

Still betrachtete er sie. »Es ist nicht meine Schule, und der Stiftungsrat vergibt keine Stipendien.«

»Ich bin gut in Mathematik.«

Er blickte zurück auf seine Papiere. »Was ist 8 mal 8?«

»64«, antwortete es.

»64 mal 64?«

Das Kind sah ihn entgeistert an. »Irgendwas, das größer ist als 3600. Dafür gibt es Taschenrechner.« Erstaunen und Wut schwang in ihrer Antwort mit. Noch immer sah der Direktor sie nicht an.

»So wahnsinnig begabt klingt das nicht.«

Das Mädchen sprang auf. »Soll das ein Witz sein?«, sagte es mit lauter Stimme. »Ich bin begabt, aber wie wollen Sie es sehen? Es steht nicht in Ihren Papieren!«

Anne legte ihr die Hand auf den Arm, um es zu beruhigen. Wütend sah das Kind sie an, riss den Arm weg und fing das Schreien an. »Sie sind Professor der theoretischen Physik in Stanford gewesen, und das Einzige, was Sie wissen wollen, ist, ob ich rechnen kann?! Ist es nur das, was Sie interessiert? Ich lebe in einem Universum von Zahlen, Formeln und Relativitäten. Aber ich bin allein. Ganz allein!«

Sie wurde leiser, setzte sich wieder und sah auf den Boden. »Ich halte das nicht aus. Selbst Tinte ist nicht mehr da.«

In diesem Moment erwachten die Augen des Direktors zum Leben. Er nahm ein Papier und schrieb eine 10 darauf.

»Wie heißen die nächsten vier Zahlen?«

»11, 12, 13 und 14. Das ist es doch, was Sie erwarten, wenn Sie mich ansehen.«

Mit wutverzerrter Miene zerknüllte sie das Papier und warf es in eine Ecke des Raumes. Aus ihren Augen loderten türkise Flammen. Das Kind flüsterte in einem Ton, der Anne erschreckte. Wie bei einem Unheil bringenden Zauberspruch, sprach sie extra langsam und leise. »Aber ich kenne noch vier andere Zahlen. 10, 16, 36 und 210.«

Anne betete für ein Wunder. Denn das würde das Einzige sein, was ihre eigene Tochter jetzt noch retten konnte. Alisa brauchte dieses Mädchen hier an der Schule, das spürte sie, auch wenn sie nicht verstand, warum.

Der Direktor lehnte sich zurück und sah dem Kind direkt ins Gesicht. Es hielt seinem Blick stand.

»Erläutere deine letzte Zahlenreihe.«

»10, 16, 36 und 210. Es gibt keine fünfte bekannte Zahl der schwachen Goldbach-Vermutung. Nur diese vier Zahlen erfüllen die maximale Anzahl der Goldbach-Zerlegungen. Dennoch wird es auf dem Zahlenstrahl noch weitere Zahlen geben, die die Bedingungen erfüllen, was zwangsläufig zu einer Bestätigung der starken Goldbach-Vermutung von Euler führen wird.«

»Was weißt du über die Relativitätstheorie?«, fragte der Direktor.

»Befinden wir uns innerhalb oder außerhalb des Minkowski-Raums? Aber ehrlicherweise wurde dazu bereits alles gesagt. Letztendlich blieb sie ungenau, limitiert und beschränkt auf unsere Weltsicht. Das Schlimmste aber ist, dass sie uns einsperrt.«

»Einsperrt?«, fragte der Direktor erstaunt.

»Seine Formel sagt, dass nichts schneller sein kann als das Licht, weil sonst die Masse der Materie gegen unendlich geht. Das heißt, wir werden niemals in das Universum gelangen. Niemals zu den Sternen aufbrechen können.«

Der Direktor hob die Augenbrauen. »Die Formel ist bewiesen und weltweit akzeptiert.«

»Nur weil alle glauben, dass es nur eine Art von Materie gibt. Das ist total falsch. Materie, wie sie von Einstein angenommen wurde, gibt es gar nicht. Qbits und kleiner. Erst dort werden wir finden, was wir wirklich suchen.«

»Was ... was ist das?«, fragte der Direktor zunehmend unsicher. Alles, was er zu wissen glaubte, versank im Meer ihrer Begabung.

»Freiheit«, antwortete das Mädchen bestimmt.

»Was macht dich so sicher, dass du es kannst?«

»Ich kann den Ort fühlen. Manchmal sehe ich ihn in meinen Träumen.«

Der Direktor und Anne sahen sich an.

»Wie willst du dorthin gelangen?«, flüsterte der Direktor, dessen Interesse sich in Erschrecken wandelte.

»Die Poincaré-Vermutung und die Möglichkeit, sie auf vierdimensionale Räume anzuwenden. Das ist mein Ticket.«

»Die vierte Dimension ist die Zeit?«

»Ja.«

»Wie weit bist du gekommen?« Anne sah seine Hand zittern, als er sich etwas Wasser eingoss.

Das Kind senkte die Stimme. »Wenn wir davon ausgehen, dass ebenso wie bei Poincarés Kugelexperiment die Dimensionen auf eine Singularität reduziert werden können, würde das bedeuten, dass Raum und Zeit sich in einem Punkt treffen. An diesem Punkt existieren alle Ereignisse der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gleichzeitig.«

»Was hoffst du zu finden?«, fragte der Direktor vorsichtig.

»Wenn Gott existiert, ist er dort. Es wäre ein mathematischer Beweis. Vielleicht sogar mehr.«

»Mehr?«

»Es wäre ein Kontakt.«

In diesem Moment erfüllte sich das Wunder, für das Anne gebetet hatte. Der Direktor bat das Mädchen, im Vorzimmer zu warten, und setzte sich Anne gegenüber. Sie sah ihm an, wie er versuchte, das eben Gehörte zu verarbeiten. Aber es war noch etwas anderes in seiner Reaktion. Ein kühles Abwägen.

»Was denken Sie?«, fragte er Anne.

»Ich habe nichts verstanden von dem, was die Kleine gesagt hat, trotzdem möchte ich Sie bitten, das Kind aufzunehmen.«

Der Schulleiter sah ihr direkt in die Augen. »Nur wenn Sie mir ehrlich sagen, warum es so wichtig für Sie ist.«

Anne schluckte. »Meine Tochter hat Albträume. Schläft schlecht. Sie wird von etwas bedroht, das niemand fassen kann. Bis auf dieses Kind. Sie waren beim Malwettbewerb und haben die Bilder meiner Tochter gesehen. Das Mädchen hat Zugang zum Innersten von Alisa. Als Einzige. Das habe ich sofort gespürt. Ich bitte Sie.« Anne wischte sich die Tränen aus den Augenwinkeln.

Der Direktor nickte langsam. »Sie sagen die Wahrheit. In der theoretischen Physik gibt es den Grundsatz, dass nichts ohne Grund existiert. Die beiden Kinder ergänzen sich. Ihre Tochter bietet dem Kind einen Austausch. Von was auch immer.«

»Alisa könnte niemals bei diesem mathematischen Verständnis mithalten.«

»Wahrscheinlich kann das niemand auf dieser Welt. Ich meine emotional. Ich will ehrlich sein. Noch nie habe ich so ein verzweifertes Kind wie Ihre Tochter gesehen. Aber Alisa reagiert auf etwas, das in diesem Mädchen liegt. Unabhängig von jeder Begabung hat die eine das, was der anderen fehlt.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

Er sprach nur aus, was sie selbst schon erkannt hatte. Das hier war die

letzte Chance für Alisa. Danach kämen die Mühlen der Psychotherapie, die sie auf Jahre binden und für immer verändern würden.

»Ich habe meinen Sohn im ersten Irakkrieg verloren«, sagte der Schulleiter leise. »Mein einziges Kind. Er starb mit vierundzwanzig Jahren durch eine Mine. Menschen, die Ähnliches erlebt haben, erkennen sich.«

»Meine Tochter war in keinem Krieg«, antwortete Anne abweisend.

»Das muss sie auch nicht. Der Krieg kommt zu uns in mannigfaltiger Form. Wenn Sie mir versprechen, sich um die Kleine zu kümmern, bekommt sie den Platz. Das, was Sie hier gehört haben, dürfen Sie niemandem erzählen. Nicht Ihrem Mann, nicht Alisa. Niemandem. Überlegen Sie es sich gut. Sie können nicht zurück.«

»Brauche ich nicht«, sagte Anne mit fester Stimme. »Es ist mir egal, ob sie ein Genie ist oder nicht. Geben Sie ihr bitte den Platz.«

»Genie?«, murmelte der Direktor. »Einstein war ein Genie. Doch er blieb gefangen in unserem Universum. Das Mädchen ist ein Tor zu einer völlig anderen Welt. Einer Welt, die weder Raum, Zeit oder Dimension als Grenze kennt. Das darf niemand erfahren. Nur wenn sie unbeeinflusst ihren Gedanken nachgehen kann, wird sie die Gleichung lösen können. Die Gebühren werden verschleiert von mir bezahlt. Sie kommen für alles andere auf. Sagen Sie Ja oder Nein.«

Anne nickte wortlos.

Der Schulleiter stand auf und holte das Mädchen herein.

»Die Schule nimmt dich auf. Aber was willst du wirklich hier?«

»Lernen«, antwortete es.

»Wie heißt du?«

»Alle nennen mich Chess, weil niemand gegen mich im Schach gewinnt. Wenigstens niemand, der im Park spielt.«

»Du lügst, Chess. Hier gibt es nichts, das du lernen kannst. Keiner vom Lehrpersonal hier könnte auch nur im Ansatz einer Diskussion mit dir standhalten. Also weshalb bist du wirklich hier?«

Chess drehte sich zu Anne. »Alisa braucht mich, und ich brauche Alisa. Wie in der Mathematik. Wir sind ein Paaraxiom. Das, was wir suchen, können wir nur gemeinsam erreichen.«

»Was ... sucht ihr?«, fragte Anne unsicher.

Chess zögerte. »Alisa Erlösung, und ich Erfüllung«, flüsterte sie kaum hörbar. »Wir sind die Primzahlen, die die Zetafunktion nicht finden kann. Die Singularität am Ende des Zahlenstrahls, die auf alles blickt. Die, die kein Mensch jemals erreichen kann.«

Anne stand auf und beugte sich über sie. Ihre Tränen tropften auf den Kopf des Kindes.

»Willkommen in unserer Familie, Chess.«

»Keiner darf von deinen wirklichen Fähigkeiten wissen«, mahnte der Direktor und sah Chess besorgt an. »Das ist zu gefährlich für dich. Achte darauf.«

»Gefährlich? Nur weil ich schlau bin?«, fragte Chess.

Der Direktor kniete sich vor sie hin. »Ich weiß nicht, was du bist. Vielleicht bist du die erste deiner Art oder die letzte. In jedem Fall bist du einzigartig, und das macht es gefährlich. Wie bei den seltenen Tieren.«

»Am Ende sterben die alle«, sagte Chess leise, »aber das wird mir nicht passieren, weil ich Alisa gefunden habe.«

Fragend sahen der Direktor und Anne sich an, dann brachte er die beiden zur Tür. Kurz vor dem Klassenzimmer blieb Anne stehen. Sie griff in ihren Rucksack und sagte zu Chess: »Ich habe Wechselsachen für Alisa mit. Nimm sie und zieh dich schnell in der Toilette um.«

Der erste Eindruck würde entscheidend sein.

Kurze Zeit später betrat Chess in den neuen Kleidern den Klassenraum und setzte sich neben Alisa, die sofort ihre Hand ergriff. Anne stand im Türrahmen und lächelte. In den letzten zwei Jahren hatte sie ihre Tochter nicht mehr so glücklich gesehen.



Alisa rannte vom Vorplatz der Schule direkt auf ihre Mutter zu. »Mom, Chess hat mich am Wochenende zu sich eingeladen. Darf ich?«

»Natürlich.« Anne strich ihrer Tochter übers Haar. »Wir machen gleich eine Liste, was du alles brauchst. Wo ist Chess?«

»Sie ist nach Hause gegangen, um alles vorzubereiten.«

»Wann soll es denn losgehen?«

»Heute natürlich. Wir müssen sofort packen.«